



# EISSTADION

ETH Zürich, Frühjahrssemester 2013, Gastdozentur Mathys & Stücheli

# EISSTADION

ETH Zürich, Frühjahrsemester 2013, Gastdozentur Mathys & Stücheli

EINLEITUNG

S. 5

ORT

S. 7

REFERENZEN

S. 28

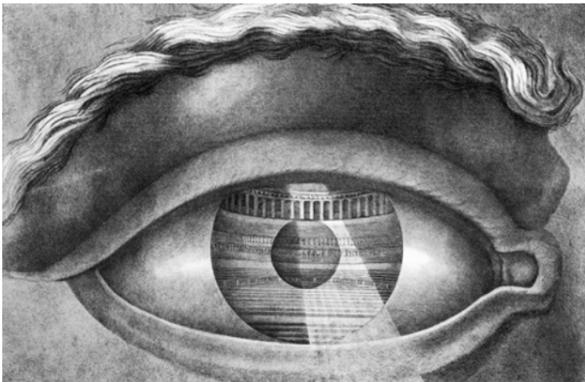
AUFGABENSTELLUNGEN

S. 38

TERMINE

S.42

Blick ins Theater von Besancon, 1780,  
Claude-Nicolas Ledoux



## EINLEITUNG

### Raum

Der Entwurf eines Eisstadions bietet uns die Möglichkeit einen grossen, faszinierenden Innenraum zu gestalten. Dimension, Raumstruktur und Statik spielen hier die grösste Rolle. Wir möchten undogmatisch und frei untersuchen, wie die Relation zwischen Kraft und Form zu einer gültigen architektonischen Raumstruktur führt und wie die Eigenschaften des gewählten Materials Ausdruck und Logik der grossen Halle beeinflussen.

### Landschaft

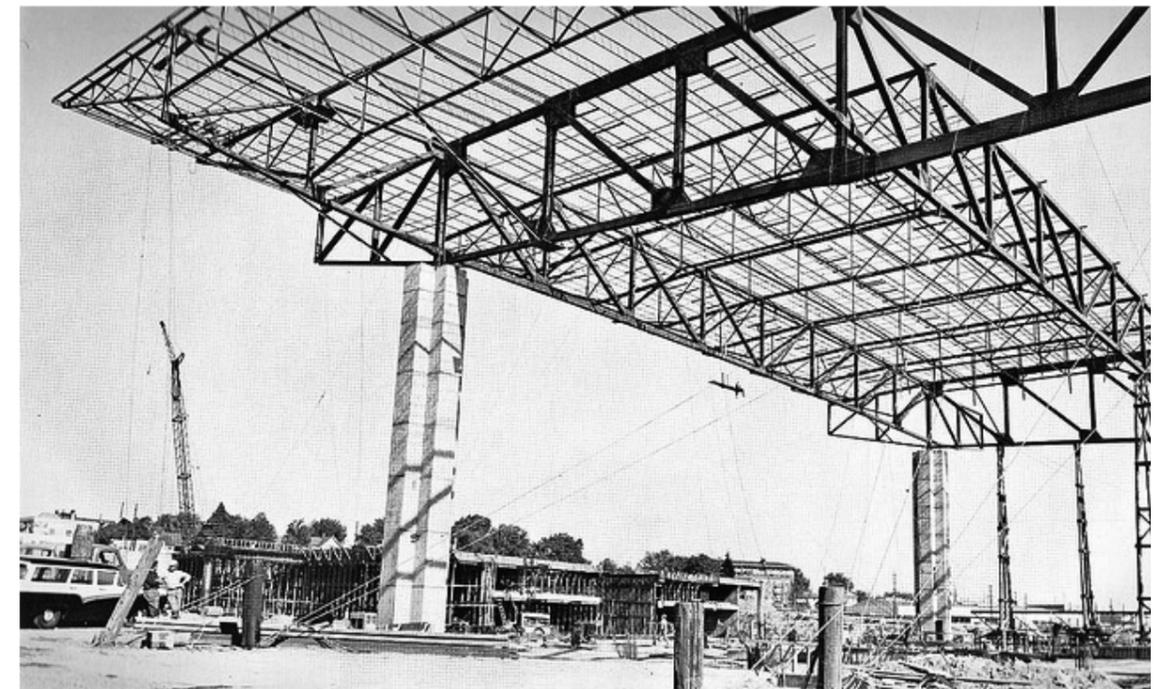
Als grosses Volumen ist die Integration eines Eisstadions in die Allmend Brunau eine zusätzliche Herausforderung, da hier die Synthese von Baukörper und Landschaft zum Tragen kommt. Wie geht das Szenario des Eisstadions mit öffentlichem Charakter auf die Landschaft der Portalsitation Allmend Brunau ein? Gibt es Möglichkeiten, mit dem Thema Hochwasser entwerferisch kreativ umzugehen?

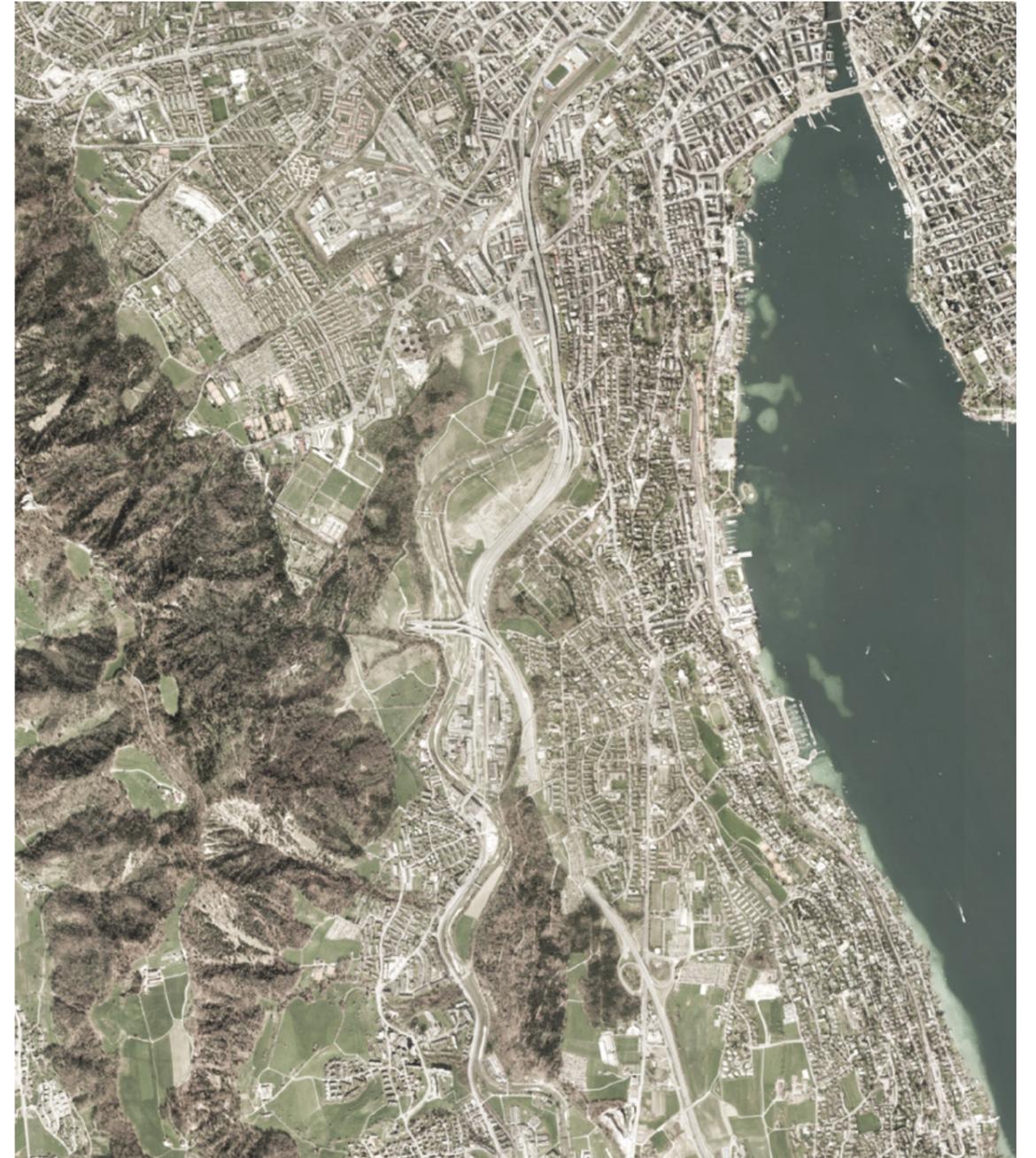
### Kollektiver Versammlungsort

Zusätzlich hat ein kollektiver Versammlungsort für das Sportritual Eishockey und Eiskunstlauf als Baukörper grosse „personenhydraulische“ Bewegungen zu bewältigen. Das sichere Auffüllen des Stadions und das schnelle Entleeren sollen als Szenarien dienen, um über die Bedeutung des Stadions als öffentlicher Ort und Platz zu reflektieren.

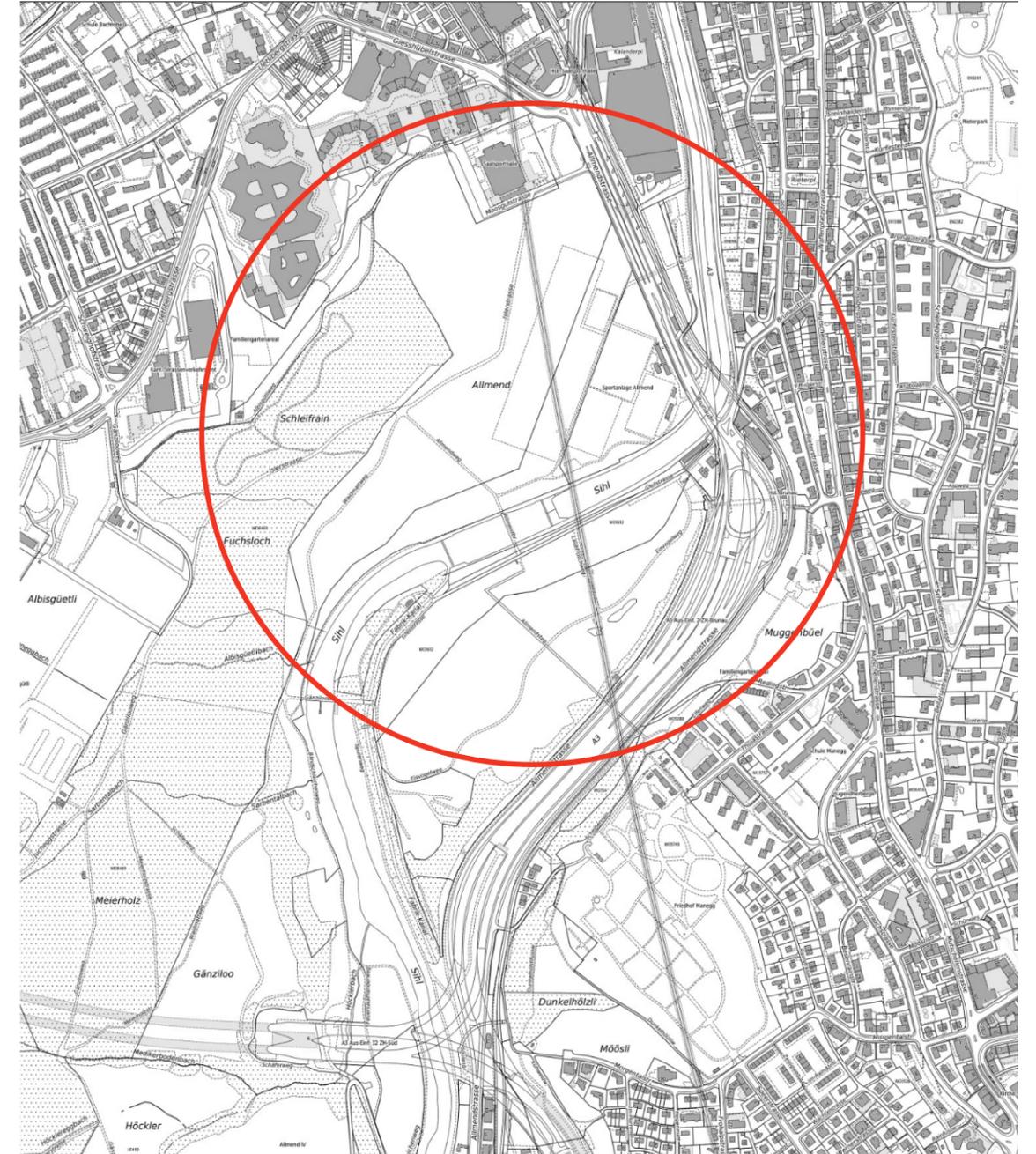
### Beat Mathys & Ursula Stücheli

Baustelle Memorial Coliseum Portland, SOM  
Fertigstellung 1960



**BETRACHTUNGSPERIMETER 1:30000**

# PROJEKTIERUNGSPERIMETER 1:10000



**ORT**



Peripherie Zürich



Die Sihl am Fuss des Uetlibergs

## GESCHICHTE ALLMEND BRUNAU

### Was ist eine Allmend

Als Allmenden werden kollektiv bewirtschaftete Weiden-, Wald- und Ödlandflächen bezeichnet. Sie waren häufig im Besitz einer Dorfgemeinschaft und dienten hauptsächlich als Weiden. Mit der Zunahme der Bevölkerung wurde die Allmendnutzung in der frühen Neuzeit immer mehr reglementiert und eingeschränkt. Dank der Fortschritte in der Landwirtschaft konnten die Gebiete intensiver bewirtschaftet werden und verloren ihre Bedeutung als Weideland. Viele Allmenden wurden mit der Zeit aufgeteilt, gingen in Privatbesitz über oder fielen an die Bürgergemeinden. Heute sind Allmenden in der Schweiz hauptsächlich noch in den Bergen zu finden, wo Alpweiden gemeinschaftlich bewirtschaftet werden.

### Geschichte Allmend Brunau

Wer heute seine Freizeit auf der Allmend verbringt, bewegt sich in einer alten Kulturlandschaft. Das Gebiet des heutigen Freizeitgeländes gehörte zum Allmendland der Gemeinden Enge, Wollishofen und Wiedikon und wurde hauptsächlich als Weide genutzt. Nach Unwettern konnte die Sihl zu einem reisenden Strom anschwellen, der kostbares Land mit sich fort schwemmte und in der Stadt verheerende Schäden anrichtete. Die Humusschicht war dünn, so dass bei Trockenheit das Gras schnell verdorrte und eine rotbraune Färbung annahm – der Name «Brunau» oder «Braunau» wird davon abgeleitet. Die Bewohner versuchten den Fluss mit Wühren zu zähmen – einfachen Verbauungen aus Steinen, Holz oder Erde. Die Situation besserte sich erst im 19. Jahrhundert, als gross angelegte Verbauungen errichtet wurden, die bis heute den Flusslauf prägen.

### Pulverdampf und Kanonendonner

Seit dem 17. Jahrhundert führte die Feuerwerker-Gesellschaft auf dem Gebiet der Allmend Schiessübungen durch. Das Land gehörte der Holzgenossenschaft Wollishofen, die es auch bewirtschaftete. Dabei kam es mehrmals zu Streitigkeiten, entweder weil die Gesellschaft die Ernte nicht abgewartet hatte oder die Genossenschaft zwang, Obstbäume zu fällen. Im Jahr 1805 wandte sich die Militärkommission

des Kantons an die Gemeinde und wollte das Land für regelmässige militärische Übungen erwerben, weil kein anderer geeigneter Ort zur Verfügung stand. Das Gebiet war inzwischen aufgeteilt und in Privatbesitz übergegangen, und die neuen Besitzer lehnten das Ansinnen des Kantons vorerst rundweg ab. Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Erst 1811 wurde man sich handelseinig. Der Kanton konnte die «Braunau» kaufen und nutzte sie fortan als Waffenplatz.

In den 1870er Jahren ging die Ausbildung der Truppen von den Kantonen über an die Eidgenossenschaft. Für die Reichweite der damals modernen Geschütze war der Übungsplatz an der Sihl zu klein geworden. Um zusätzliches Land zu erwerben, schloss sich die Stadt mit den angrenzenden Gemeinden zusammen, die sich vom Waffenplatz wirtschaftliche Vorteile versprachen. 1877 wurde das Gelände der Eidgenossenschaft vermietet, die von nun an Rekrutenschulen, Wiederholungskurse sowie den militärischen Vorunterricht auf der Allmend Brunau durchführte. In den folgenden Jahren wurde die Landschaft entsprechend den militärischen Bedürfnissen umgestaltet: grosse Teile des Waldes gerodet, Wälle aufgeschüttet, Schützengräben ausgehoben, Mannschaftshäuser erstellt und eine Brücke gebaut. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs genügte die Allmend den Ansprüchen sämtlicher Waffengattungen. Später wurde sie nur noch von der Infanterie genutzt. Weil der Betrieb eines Waffenplatzes inmitten des zunehmend dicht bewohnten Gebiets Probleme bereitete, fasste man in den 1930er Jahren zum ersten Mal dessen Verlegung ins Auge. 1975 bewilligte das Stimmvolk den Bau eines Waffenplatzes im Reppischtal, und 1987 verliess das Militär die Allmend endgültig.

Der langen militärischen Nutzung ist es zu verdanken, dass die Allmend Brunau unbebaut geblieben ist. Obwohl viele Anlagen inzwischen abgetragen worden sind, erinnern einige Spuren immer noch an das militärische Übungsgelände – besonders auffällig dort, wo Wiesen wegen der Altlasten abgesperrt sind und mit einem Nutzungs- und Zutrittsverbot belegt werden mussten.

### Spazieren, baden, spielen

Zu Beginn der 1980er Jahre beschloss der Stadtrat, dass die Weite des Landschaftsraums nach der Verlegung des Waffenplatzes erhalten und der Bevölkerung zur freien Verfügung gestellt werden sollte. Schon im 19. Jahrhundert waren Spaziergänge quer durch das Gelände zum Uetliberg oder ins Sihltal beliebt. Der Sport gewann an Popularität, und die offenen Wiesen in Stadtnähe boten sich für neue Freizeitaktivitäten geradezu an.

Der Anstoss zum Ausbau der Freizeitinfrastruktur erfolgte zur Zeit des «Roten Zürich» in den 1930er Jahren. Wegen der stetig zunehmenden Besucherzahlen sah das Militär seinen Betrieb gestört und verbot kurzerhand das Baden und das Fussballspielen. Vor allem die Fussballvereine trafen das hart: Sie mussten ihre Aktivitäten einstellen, weil es in der Stadt an Spielfeldern fehlte. Entgegen den Erwartungen des Regierungsrats und des Militärs waren die städtischen Behörden aber nicht bereit, die Verbote durchzusetzen. Die Bedeutung des Ortes für den ärmeren Teil der Bevölkerung sowie politische Überlegungen im Hinblick auf die zweite Eingemeindung hielten sie davon ab. Der Freizeitbetrieb sollte in geordnete Bahnen gelenkt werden, was schliesslich zum Bau des Badekiosks und zur Einrichtung der ersten Fussballfelder auf der Allmend führte. Damit war der Sport auf der Allmend endgültig heimisch geworden. Mitte der 1950er Jahre wurde in Zürich der Ruf nach einer gedeckten Sporthalle lauter. Nach längerer Suche fand man einen geeigneten Standort auf der Allmend, wo 1972, nach einer Planungs- und Bauzeit von achtzehn Jahren (!), die Saalsporthalle eröffnet wurde.

Der Ausbau der Freizeitinfrastruktur fand jedoch nicht nur Zustimmung. Bereits in den 1960er Jahren wurde argwöhnt, das Gelände werde verkleinert oder einzelne Gruppen bei dessen Nutzung bevorzugt – der Bau der Autobahn gab diesen Befürchtungen zusätzlichen Auftrieb. Seither werden Veränderungen kritisch beobachtet und stossen hie und da auf Widerstand.

In den letzten Jahren löste das vom Stadtrat 2003 festgesetzte Nutzungskonzept, das örtliche Schwer-

punkte der Freizeitnutzung vorsieht, teilweise heftige Proteste aus. Die Freestyle-Anlage sowie die Renaturierung der Sihl wurden heftig diskutiert. Solche Interessenkonflikte um die Gestaltung und Nutzung der Allmend Brunau sind jedoch nichts Neues, wie dieser kurze historische Abriss zeigt.

### Quelle :

„Ein Streifzug durch die Geschichte der Allmend Brunau vom Mittelalter bis heute - Weide, Waffenplatz und Erholungsgebiet“, Grünzeit, April 2007

### Stadtmodell

Das Stadtmodell im Mst. 1:1000 der gesamten Stadt Zürich steht im Amtshaus IV, Lindenstrasse 19, 8001 Zürich. Mo-Fr 8-17 Uhr.



Allmend Wiedikon, Eisgang auf der Sihl um 1909, Baugeschichtliches Archiv Zürich



Allmend Wiedikon und Wollishofen, um 1897, Baugeschichtliches Archiv Zürich

## DIE BRUNAU IM WANDEL

Ausschnitt aus "Lebensraum Sihl Wehre und Kanäle ; Hochwasser / Hochwasserschutz ; die Brunau im Wandel ; Wirbellos", Heinz Binder 2008.

Hochwasser seit dem Bau des Sihlsees

Seit dem Bau des Sihlsees sind bis Mai 1999 keine Hochwasser mit einem Spitzenabfluss im Sihltal von über 200 m<sup>3</sup>/s aufgetreten. Im See konnten die Hochwasser grösstenteils aufgefangen werden. Im Mai 1999 mit einer Abflussspitze von 250 m<sup>3</sup>/s, im August 2005 mit 280 m<sup>3</sup>/s und im August 2007 mit 230 m<sup>3</sup>/s sind aber wieder grosse Hochwasser aufgetreten, die bereits wieder zu geringen Schäden führten.

Ein neues Wehrrglement aus dem Jahr 1998 berücksichtigt die Sicherheit der Stauanlage des Sihlsees stärker. Bei vollem See kann der Hochwasserzufluss aus dem Einzugsgebiet weniger gedämpft werden. Es muss daher bei intensiven Niederschlägen wieder mit etwas höheren Abflüssen gerechnet werden. Zurzeit werden Projekte erarbeitet und Überlegungen angestellt, wie die Hochwassersicherheit im Sihltal und in Zürich sichergestellt werden kann. Projekte gibt es in Adliswil und in der Allmend Brunau.

Grundsätze des Hochwasserschutzes

Hochwasserschutzprojekte an der Sihl orientieren sich am Grundsatz der Nachhaltigkeit. Ziel ist der Schutz von Menschenleben, der Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen und der Schutz grosser Sachwerte mit einem vertretbaren Aufwand. Entsprechend dem Schadenpotenzial muss auch das Schutzziel gewählt werden, d.h. eine bestimmte Hochwassermenge muss schadlos abgeleitet werden können. Da wir uns aus ökonomischen Gründen nicht gegen das denkbar absolut grösste Hochwasser schützen können, bleibt immer ein Restrisiko. Für die Schutzbauten ist es daher sehr wichtig, dass sie überlastbar gebaut werden und bei einer grösseren Wassermenge als angenommen nicht schlagartig zerstört werden. Die Schäden werden bei robusten Schutzbauten kein unkontrollierbares Ausmass annehmen. Ein zentraler Punkt bei diesem Vorgehen ist, den Gewässern genügend Raum zu geben. Grosse Abflusskorridore verhalten sich bei Extremereignissen tendenziell gutmütiger als schmale. Dass ein genügender Raumbedarf auf vielen Strecken der Sihl in

unserer Kulturlandschaft nicht mehr realisiert werden kann, ist offensichtlich. Wo es aber möglich ist, sollte der Fluss sein ursprünglich beanspruchter Raum zur Verfügung haben. Der Fluss kann dann auch wieder seine ökologische Funktion in der Landschaft wahrnehmen. Mit genügend Raum kann sich im Wasser und am Ufer eine grosse Strukturvielfalt ausbilden. Eine Vielzahl von verschiedenartigen Standorten begünstigt auch eine Vielfalt der Flora und Fauna. Breite Gewässer sind ökologisch wertvoll.

Nutzungskonzept für die Allmend Brunau

Seit dem Ende der militärischen Aktivitäten im Jahr 1987 steht die Stadtzürcher Allmend der Bevölkerung zur freien Nutzung zur Verfügung. Dieser in unmittelbarer Stadtnähe gelegene Erholungsraum - in Form einer ebenen, unüberbauten und frei zugänglichen Fläche von beträchtlicher Ausdehnung - wird seit diesem Zeitpunkt von verschiedensten Gruppierungen rege benutzt. Das Nebeneinander von Freizeitaktivitäten wie Spazieren, Fahrradfahren, Joggen, Fussballspielen und Baden sowie die landschaftliche Qualität machen diesen Raum zu einem Teil des Stadtgefüges, der nicht mehr wegzudenken ist. Die Inanspruchnahme der Allmend ab 1995 durch Infrastrukturbauvorhaben für den Bahntunnel Zürich-Thalwil und die Westumfahrung mit dem Uetlibergtunnel sowie der stetig steigende Nutzungsdruck führten dazu, dass die Stadt 2002 bis 2003 in einem intensiven Beteiligungsprozess mit der Bevölkerung Art und Umfang der künftigen Nutzungen auf der Allmend diskutierte und für die absehbare Zukunft näher definiert hat. Das Resultat liegt in Form des Nutzungskonzeptes vor, das 2003 vom Zürcher Stadtrat verabschiedet wurde. Es bildet die Grundlage für das schrittweise Umsetzen der Entwicklungsabsichten in Form von verschiedenen Teilprojekten mit unterschiedlichem Realisierungshorizont.

Neue Nutzungsschwerpunkte

Im Zentrum des Nutzungskonzeptes steht das Erhalten des Allmendcharakters, der im wesentlichen durch die Weite der Flächen, die freie Zugänglichkeit, die Naturbelassenheit und die Naturvielfalt so-

wie das Nebeneinander verschiedener Nutzungen ohne kleinräumige Zonierungen gekennzeichnet ist. In Zukunft sollen jedoch stärkere Nutzungsschwerpunkte gesetzt werden, um Konflikte zu verringern und zu vermeiden: Auf den weitläufigen Wiesen der Allmend I steht eine freie Nutzung für Spiel und Freizeit im Zentrum, in der Allmend II und III organisierter und freier Sport, in der Allmend IV Erholung an den Flussufern. Der Raum Höckler-Gänziloo sowie der Wald dienen vorwiegend einer ruhigen Erholung auf Wegen. Im Albisgüetli werden Nutzungen mit einem grösseren und zusammenhängenden Flächenanspruch konzentriert. Neue Spezialnutzungen werden nur sehr zurückhaltend zugelassen. Als wichtige Bedürfnisse zur Attraktivitätssteigerung der Allmend für Jugendliche werden ein Übungsparcours für Biker sowie eine Skateranlage im Randbereich der Sportplätze vorgesehen. Um in der Allmend I eine freie Nutzung der Flächen als Spiel- und Liegewie-

sen zu ermöglichen und damit die Allmend auch für Familien und Kinder attraktiv bleibt, wird dieser Bereich mit einem Hundeverbot belegt. In allen anderen Bereichen der Allmend bleibt der freie Hundeauslauf im heutigen Umfang möglich.

Neue Gestaltung und Hochwasserschutz

Um nach der Nutzung auch die Gestaltung festzulegen, haben Grün Stadt Zürich und das Amt für Wasser, Abfall, Energie und Luft des Kantons Zürich (AWEL) in den Jahren 2004/2005 einen Studienauftrag zur Sihlnaturierung und Neugestaltung der Allmend zwischen Eiswehr und Brunaubrücke durchgeführt. Das Resultat des Studienauftrags wird in einzelnen Teilprojekten von Kanton und Stadt realisiert. Text: Christine Bartholdi, Projektleiterin Grün Stadt Zürich (Projektierung und Bau).

Die Stadt Zürich liegt auf dem natürlichen Schwemmkegel der Sihl, Baudirektion Kanton Zürich



## DIE NATUR DER STADT

Ausschnitt aus *"Die Poetik des Gartens - Über Chaos und Ordnung in der Landschaftsarchitektur"*, Dieter Kienast, 2002.  
Der vollständige Text ist auf unserem Server zu finden.

Städtische Dichte und authentische Natur

Joseph Beuys hat mit seinem Beitrag «7000 Eichen» an der dokumenta 1982 in Kassel eine Soziale Plastik, mehr noch ein anschauliches Beispiel seines erweiterten Kunstbegriffes geliefert. In seiner umfassenden Gegenwartskritik sieht er in der Natur den Motor eines künstlerischen, ökologischen und sozialen Fortschritts, der den «Kältecharakter der Technokratie und des Fachspezialistentums» überwinden wird. Beuys' romantisch getönte Naturphilosophie wird in Kassel mit der «Stadtverwaltung» direkt umgesetzt, was nicht ohne fatale städtebauliche und vor allem landschaftsarchitektonische Folgen geblieben ist. Suggestierte es doch, dass es der Stadt vor allem an Bäumen fehle, und verleitete zum problematischen Kurzschluss, dass damit «ökologischer Stadtumbau» erreicht werden könne. Wir wissen, dass Beuys diese Simplifizierung nicht getragen hat. Mit seinem erweiterten Kunstbegriff soll nichts weniger als «die Lösung des Weltproblems durch die Kreativität der Menschheit» angegangen werden, mit den 7000 Eichen in Kassel als metaphorisch wirksamer Initialzündung. Heute sind die 7000 Eichen zusammen mit dem jeweiligen Basaltstein gesetzt, die städtebaulichen Probleme sind die gleichen geblieben. Übrig bleibt neben der spektakulären künstlerischen Aktion die gefestigte Erkenntnis, dass die lebenswerte Stadt Natur braucht, aber auch, dass diese sich nicht in der Anreicherung von Biomasse erschöpfen kann. Verantwortungsvolle städtebauliche Entwicklung ist nur möglich, wenn Bauten und Freiräume sich als selbstbewusste Komplementäre gegenüberstehen und sich nicht das eine im anderen auflöst. Damit Stadt Stadt bleibt, ist eine urbane Dichte zwingend notwendig. Wie authentische Natur der Stadt unter diesen erschwerten Rahmenbedingungen aussieht, welche Funktion sie übernehmen kann und wo Natur der Gefahr unerfüllbarer Heilversprechen ausgesetzt ist, wird nachfolgend zur Diskussion gestellt.

Natur heute ist nicht mehr das «ohne fremdes Zutun Gewordene», wir sprechen in der Regel immer von einer durch den Menschen gelenkten, beeinflussten oder bewirtschafteten Natur. Einer Ersatznatur also,

deren Wesensart aber noch soviel Naturhaftes aufweist, dass wir sie nicht ihrer Opposition, dem Artefakt zuordnen können. Natur und deren Ersatzformen begegnen uns in tausendfach verschiedener Form: der Goldhamster, der Sonnenschein, die Fliege im Zimmer, das Moos in der Pflasterritze, das Holzgefärbte Interieur des Autos, der frisch gepresste Orangensaft, der Baum in der Strasse, das Feuchtbiotop des Nachbarn oder die Kartoffel im Teller. Für unsere städtebaulich landschaftsarchitektonische Betrachtung sind drei Arten der Stadtnatur von Bedeutung:

Die **erste Natur** meint die Geologie und Topographie, die Morphologie des Ortes, die Gewässer, das Klima.

Die erste Natur ist in der Regel bestimmend für die Situierung und Lage der Stadt, für ihre spezifische Ausdehnung und Ausformung. Sie ist durch den Menschen nur indirekt beeinflussbar und wird auch meist nur indirekt wahrgenommen. Trotzdem kann sie mitentscheidend für den Stadtcharakter, für das Image der Stadt sein. Je spezifischer die Ortsnatur ausgeprägt ist, desto grösser ist die Chance eines unverwechselbaren städtischen Gefüges, wie z.B. in Bern, Venedig, San Francisco, Helsinki. Durch den kulturell bestimmten Ausbau der Stadt kann die Wirksamkeit der Ortsnatur gestärkt oder im schlechtesten Fall unkenntlich gemacht werden.

Die **zweite Natur** sind die erhaltenen Relikte der Landschaft, es sind die Reste der landwirtschaftlichen oder forstwirtschaftlichen Nutzung: die Äcker, das Wiesland, die Obstwiesen, die Waldstücke. Kennzeichen der zweiten Natur ist ihr Fremdsein, ihre Unangepasstheit in der Stadt. Sie steht in Opposition zum städtischen Territorium und erinnert an vergangene Lebens- und Wirtschaftsformen. Sie zeigt uns inmitten der Stadt ein romantisieren des Bildes und weckt die Ursehnsucht nach dem glücklich arkadischen Leben in Einklang und Harmonie mit der Natur. Festgehalten sei, dass auch diese Natur Produkt und Ergebnis des menschlichen Einwirkens ist. Wie keine andere erweisen sich die Landschaftsbilder der zweiten Natur mit Gefühl aufgeladen, deren Erhalt auch wider bessere städtebauliche Erkenntnis-

se mit grossem emotionalem Aufwand – und häufig mit ebensolchem Erfolg – angegangen wird. Die Verteidigung der letzten Reste der zweiten Natur hat gesellschaftlich und disziplingeschichtlich ihre Ursache in einer umfassenden Stadtfeindlichkeit und in Kulturpessimismus. Die Stadt erscheint als Summe gesellschaftlicher, ökologischer und gestalterischer Übel. Und dabei bleiben die hohen Qualitäten der Stadt als Ganzes auf der Strecke: die Stadt als zentraler und öffentlicher Ort, die Dichte der Infrastruktur, das kulturelle Angebot, die Bildungseinrichtungen, die öffentliche Verkehrserschliessung.

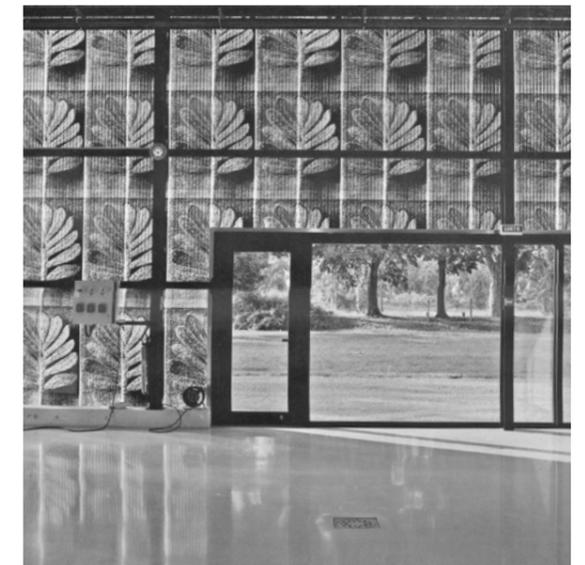
Wenn wir die städtebauliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte überblicken, wird deutlich, dass es zur Stadt als Arbeits- und Wohnort keine vertretbare Alternative gibt. Der immer stärkeren Zersiedlung der Landschaft stellen wir die Verdichtung der bestehenden Stadt gegenüber, um den offensichtlichen Bedarf zu decken. Dass verdichtete Stadt nicht gleichzeitig Verlust an Lebensqualität, sondern deren Steigerung bedeuten kann, muss Aufgabe und Ziel aller am Stadtprojekt Beteiligten sein. Eines ist jetzt schon gewiss, die Verteidigung der letzten Reste der zweiten Natur in der Stadt ist kaum geeignet, zukunftssträchtige städtebauliche Lösungen voranzutreiben.

Wenden wir uns nun der **dritten Natur** zu, die städtische, vom Menschen hergestellte und direkt oder indirekt verantwortete und kontrollierte Natur. Wir könnten sie der Einfachheit halber auch die gärtnerische Natur nennen, wären da nicht auch noch diejenigen Rest- und Brachflächen, die offensichtlich ausserhalb der gärtnerischen Erstellung und Pflege gefallen sind, die Ruderalvegetation. Ihre wissenschaftliche Entdeckung verdankt sie den grossflächigen Entwicklungsmöglichkeiten im Trümmerschutt der Grossstädte. Die Katastrophe des Weltkrieges hat einen bis anhin unbekanntem Vegetationstypus bewirkt, der in den Stadtbrachen bis heute überlebt hat und in den siebziger und achtziger Jahren eine Alternative zur herkömmlichen gärtnerischen Vegetation nobilitiert. Ohne die Diskussion um die Naturgärtnerei an dieser Stelle weiter zu vertiefen, hat die Erfahrung der letzten 20 Jahre gezeigt, dass auch

dieser Typus innerhalb der verdichteten Stadt nur als Sonderform gärtnerischer und damit der dritten Natur zugerechnet werden kann.

Zur dritten Natur zählen wir also die Gärten und Parkanlagen, die Aussenanlagen an Bauten, Spiel- und Sportplätzen, Kleingärten, die Zwischen- und Restflächen bei Verkehrsträgern, Brachen, aber ebenso vegetationsbestandene Plätze und Strassenräume. Kennzeichnendes Merkmal der dritten Natur ist die Gleichzeitigkeit des Artefaktes und der Natürlichkeit. Natur und Kultur sind im Garten und Park zwingend vereint, sie werden damit zur gültigen Metapher unserer Rezeption von Natur, die sich im Verlaufe der Geschichte immer wieder wandelt. Anhand von zwei Zürcher Planungs- und Bauvorhaben, die gesamtstädtisch von grösster Bedeutung sind, soll die städtebauliche Relevanz von Natur in der Stadt praktisch aufgezeigt werden. Beide Vorhaben stehen auch beispielhaft für planungspolitische Weitsicht und sind in enger Kooperation von öffentlicher, städtischer Seite und privaten Initianten vorangetrieben worden. Es sind dies die See- und Quaianlagen vor gut einhundert Jahren und die aktuelle Entwicklung von Zürich-Nord in Oerlikon.

Umgebungsgestaltung Ricola, Brunnenstatt, Frankreich  
Architekten Herzog de Meuron



## KULTURGESCHICHTE DER SPORTSTÄTTEN. EINE CHRONIK

Quelle: DU, Nr. 748, Ausgabe Juli/August 2004 „*Neue Arenen. Bauen für den Sport*“ Nadine Olonetzky  
Der vollständige Text ist auf unserem Server zu finden.

**776 v. Chr.** Die ersten Olympischen Spiele werden durchgeführt (Siegerlisten sind von 776 v. Chr. Bis 385 n. Chr. Erhalten); in Griechenland beginnt die Zeitrechnung nach Olympiaden. Aus teils blutigen Wettkämpfen gehen die Veranstaltungen an den Kultstätten von Olympia, Delphi, Korinth und Nemea hervor, wobei diejenigen von Olympia die berühmtesten sind. Der Sieg im Wettkampf bringt dem Polisbürger Ruhm, weshalb sich der Beruf des Athleten entwickelt. [...] Das Ideal des harmonisch trainierten Körpers, Kunst, Theater, Architektur und die kultische Bedeutung der Spiele führen zu einer Hochblüte der Sportbauten, wobei diese vor allem in Griechenland und dann im Herrschaftsgebiet der Römer entstehen.

**Nach 600 v. Chr.** In Griechenland werden Stadien und Hippodrome sowie Gymnasien und Palästre als Wettkampf- und Übungsstätten gebaut. Ein „Stadion“ bezeichnet die Länge der Laufbahn, nämlich 600 griechische Fuss. Die Laufbahn in Olympia misst 192, 27 Meter (und ca. 40 Meter Breite) und besteht aus festgestampfter Erde. Auf den tribünenartigen Wällen kommen 20'000 bis 30'000 Zuschauer auf Stehplätzen unter. Für die Urform der Stadien nützt man Berghänge und Talmulden und/oder ergänzt diese natürlichen Arenen durch aufgeschüttete Erdwälle für die Zuschauerränge. [...]

**Ab ca. 400 v. Chr.** Der Circus Maximus in Rom, dessen Gründung bis in die Königszeit zurückgeht und glanzvoller Ort der zirkensischen Spiele ist, wird immer wieder umgebaut. Rund 600 Meter lang und 150 Meter breit, soll er zuletzt 385'000 Zuschauer gefasst haben. [...]

In Athen wird das Panathenäische Stadion gebaut (um 330 v. Chr.). Man beginnt die Tribünen mit stufenförmig ansteigenden steinernen Sitzreihen zu versehen. [...]

**80 n. Chr.** Das Kolosseum in Rom, unter Vespasian mit elliptischem Grundriss gebaut und nach der danebenstehenden Kolossalstatue von Kaiser Nero „Kolosseum“ benannt, wird eingeweiht. Mit 50'000 Sitzplätzen auf vier Rängen ist es ein gewaltiges

Bauwerk; die Arena (84 x 54 m) hat einen Holzboden, der über einen sieben Meter hohen Keller gelegt ist. Da die gesellschaftliche Bedeutung des Sports auch in seinem Unterhaltungswert liegt, werden die Zuschauertribünen zu einem Hauptteil der Sportbauten. Sie steigen aus sichttechnischen und akustischen Gründen im Verhältnis 1:2 an, wobei die oberen Ränge noch steiler sind. Das Kolosseum wird rund 500 Jahre rege benutzt, steht dann lange leer und wird unter anderem von den Päpsten wegen seiner wertvollen Travertine als Steinbruch benutzt; diesem Raubbau setzt man 1744 ein Ende. Mit den griechischen Stadionanlagen, dem Circus Maximus und dem Kolosseum sind die architektonischen Grundformen definiert, auf denen die heutigen Sportstadien basieren. [...]

**393 oder 394.** Letzte Olympische Spiele bis 1896. Nach der Durchsetzung des Christentums bezeichnen die Römer, die der griechischen Körperkultur kritisch gegenüberstehen, die Olympischen Spiele als heidnisch und verbieten sie. Durch den tendenziell körperfeindlichen Einfluss der christlichen Kirche entstehen bis ins 18. Jahrhundert keine architektonisch adäquaten Sportbauten mehr. [...]

**Ab 1100.** Aus gallischen und römischen Reiterspielen gelangt das „Ritterspiel“ nach Deutschland. [...]

**Ab 1430.** [...] Das Turnier ist ein spannungsreiches, farbenfrohes Schau-Spiel geworden. [...] Die Turniere finden vor allem auf grossen Plätzen von Städten statt, man schaut von den Balkonen und Fenster der Häuser zu; Siegerpreis ist ein Schmuckstück oder ein Pokal.

**1572.** In Wien wird die Spanische Hofreitschule als „Spanischer Reitsaal“ gegründet.

**1598.** In Paris stehen vermutlich 250 Ballhäuser für Ballspiele zur Verfügung. [...] Tatsächlich kann man sie als erste moderne Sportbauten bezeichnen.

**1618.** Das Schlittschuhlaufen auf gefrorenen Seen und Flüssen ist populär und das Motiv in der holländischen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts sehr beliebt [...] Der Sport, vor der Haustür ausgeübt, ist weniger mit Leistung als mit Spiel und Vergnügen verbunden. [...]

**1790.** In Paris wird das „Champ de Mars“ zu einem riesigen römischen Zirkus ummodelliert, auf dessen Erdwällen mit Rasenstufen fast 600'000 Menschen Platz finden. [...] Aus dem ehemaligen Exerzierplatz des Ancien régime wird ein arenaförmiger Festplatz, wo die Massen der Bürger die neue Verfassung feiern. Der Architekt Etienne-Louis Boullée (1728 – 1799) empfindet den Bau von Arenen als nationales Anliegen. „Es ist nämlich nicht immer die Furcht vor Strafe, mit der man die Menschen in Schach hält. Man muss ihnen wirksame Verlockungen anbieten, die sie vom Bösen ablenken. Welcher Art könnte eine solche Verlockung sein? Nationale Spiele (...) Man stelle sich 300'000 Menschen unter einer amphitheatralischen Anordnung vor, wo keiner den Blicken der Menge verborgen bleiben kann. Aus dieser Anordnung ergäbe sich eine einzigartige Wirkung.“ Boullée erkennt die grosse suggestive Kraft der Massensammlungsorte. Er sieht den Stadionbesucher nicht als passiv Anwesenden, sondern als aktiven Teil der Stadionatmosphäre. [...]

**Ab 1870.** Die einem antiken Amphitheater nachempfundene Royal Albert Hall wird in London eröffnet. In ganz Europa und in den USA sind im Lauf des 19. Jahrhunderts amphitheaterähnliche Bauten, Hippodrome und Arenen nach römischem Vorbild gebaut worden, etwas der Cirque d' Hiver in Paris oder der Madison Square Garden in New York. Das Publikum lockt man mit Sport- und Theaterereignissen an, aber auch mit Ausstellungen und Messen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass auch in Paris das in der Revolution zum Symbol der Republik gewordene „Champ de Mars“ mit einer Eisen-Glas-Architektur zum Welt-Ausstellungsgelände 1867 umgewandelt wird.

**1896.** Pierre de Coubertin (1863-1937) lässt die Olympischen Spiele wieder aufleben.[...] Anfänglich werden die Olympischen Spiele an die Weltausstellungen gekoppelt [...] Eine Synthese von architektonischem und touristischem Ehrgeiz mit der Bereitschaft vieler Städte und Nationen, erhebliche finanzielle Mittel bereitzustellen, führt im Lauf des 20. Jahrhunderts zu einer zweiten Blüte des Stadionbaus. [...]

**1936.** Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten werden die Olympischen Spiele in Berlin zur „Reichsaufgabe“: Der Architekt Werner March entwirft ein monumentales Stadion für 100'000 Zuschauer, die Fassadenverkleidung wird nach einem Konzept von Albert Speer ausgeführt. [...] Das Olympiastadion, das im Zweiten Weltkrieg so gut wie unbeschädigt bleibt, wird 1974 modernisiert (Architekt: Wilhelm Krahe) und unter Denkmalschutz gestellt. [...]

**1956-1958** baut der finnische Architekt Eero Saarinen ein Stadion auf dem Campus der Yale University. Es weckt Assoziationen von einem gestrandeten Wal, weshalb es den Spitznamen „Yale Whale“ erhält. Fast gleichzeitig, 1957-1959, baut der italienische Ingenieur Pier Luigi Nervi (mit Antonio Nervi und Annibale Vitellozzi) den ersten Sportbau aus Stahlbetonfertigteilen: Das Stadio Flaminio und der Palazzetto dello Sport in Rom sind Sportbauten, die den Kräftefluss in der Erscheinung des Gebäudes zum Ausdruck bringen; die Dachkappe des Palazzetto etwa ruht auf 36 Y-Trägern. [...]

**1990.** „Ein Stadion ist eher mit einer Maschine als mit herkömmlichen Gebäuden oder Strukturen zu vergleichen“, meint der britische Ingenieur Ove Arup, der die Berechnungen für Renzo Pianos UFO-artiges „Stadio San Nicola“ in Bari ausführt. Die Maschine Stadion muss im Spannungsfeld von Sachzwängen gebaut werden, die die Sport- und Medienindustrie, die Spektakelkultur, Stadt- und Verkehrsplanung, ökologische Überlegungen und der finanzielle Rahmen schaffen.

## LANDSCHAFTSRAUM - PANORAMA



Blick Richtung Uetliberg



Blick Richtung Zürich Sihcity von der Allmend Brunau

## EISHOCKEY

Ausschnitt aus "Stadion Schweiz: Turnen, Sport und Spiele" Hans Richard Müller, 1947

Alle Freunde dieses Sportes kennen die kleine Hartgummischeibe, welche den Mittelpunkt des ganzen Spieles bildet, den Puck. Ihr Taufpate muß ein Kenner und Verehrer Shakespeares gewesen sein. Und er hat gut gewählt. Neckisch und narrend, selbst dem stärksten Streiche spielend - wie der muntere Kobold im «Sommernachtstraum» schwirrt unser Puck durch den Match und schlägt Spieler und Publikum in seinen Bann.



### DEFINITION

Beim Eishockey haben wir es mit einem ausgesprochenen Wintersport zu tun. Auf einer durch «Banden» (hölzerne Wände oder Balken) abgegrenzten rechteckigen Eisfläche (siehe Fig. 1), welche durch zwei Querlinien in drei Zonen, die sogenannten Spielfeldtritte aufgeteilt sind, kämpfen auf speziellen Eishockeyschlittschuhen zwei Teams von sechs Spielern - ein Torhüter, zwei Verteidiger und drei Stürmer - darum, eine flache und runde Scheibe von 7,62 cm Durchmesser, 2,45 cm Dicke (Höhe) und einem Gewicht von rund 170 Gramm aus vulkanisiertem, gehärtetem Kautschuk mit einem Eishockeystock ins gegnerische Tor zu spedieren. Form und Maße der Tore sind aus Fig. 2 ersichtlich. Ihr Charakteristikum besteht darin, daß sie sich im Spielfeld - rund ein Meter vor den, die Schmalseite des Platzes abschließenden Banden befinden und daher umlaufen werden können. Der hölzerne Stock ist vierkantig, sein unterer Teil läuft stumpfwinklig zum Stiel in ein "Blatt" aus, welches mit seiner unteren Kante flach auf dem Eise aufliegt, und mit welchem der Puck geführt, gepaßt und geschossen wird. Das Blatt soll eine Länge von 38 cm, der ganze Stock, gemessen von einem Ende zum andern, eine solche von 137 cm nicht überschreiten. Dem Torhüter ist ein Spezialstock mit breiterem Blatt gestattet.

Im Gegensatz zu anderen Mannschaftssports dürfen beim Eishockey maximal vier Spieler im Verlaufe einer Partie beliebig oft ausgewechselt werden. Die Auswechslung kann bei jeder Spielunterbrechung, aus welchem Anlaß sie auch eintritt, erfolgen. Außerdem besteht die Möglich-

keit, für den Torhüter einen Ersatz aufzustellen, welcher jedoch nur im Tor spielen darf und nur dann, wenn der eigentliche Torhüter verletzt worden ist. Diese Auswechselspieler sind infolge der hohen physischen Ansprüche, welche hauptsächlich an die Stürmer gestellt werden, notwendig geworden.

Heute wird bei den meisten Mannschaften nach einer gewissen Zeitspanne (3 bis maximal 5 Minuten) der ganze Sturm als Einheit ausgewechselt. Das Wettspiel wird innert einer bestimmten Zeit (dreimal 20 Minuten reine Spielzeit, das heißt, die Unterbrüche werden abgezogen) ausgetragen. Die Mannschaft, welche in dieser Zeit die meisten Tore erzielt hat, ist Sieger. Zwei Schiedsrichter, von Zeitnehmern und Torrichtern assistiert, überwachen das Spiel.

### HERKOMMEN

Noch heute wird hin und wieder die Ansicht laut, «Bandy» sei ein direkter Vorfahre des Eishockeys gewesen. Es dürfte schwer zu untersuchen sein, wie weit diese Theorie zutrifft. Schon auf sehr alten holländischen Bildern finden wir allerdings Spuren eines ähnlichen Spieles, und im 18. Jahrhundert gab es in England derartige Veranstaltungen, die von großen Menschenmengen besucht wurden. Es handelt sich beim Bandy um eine Übertragung von Landhockey auf das Eis, mit den gleichen Geräten, - Schläger und Ball - den gleich großen Teams - 11 Mann und mit den nahezu gleichen Regeln, um ein Ballspiel also, das nicht über sehr große Originalität verfügte. Das moderne Eishockey jedenfalls hat kaum mehr etwas mit ihm gemein.

Die Möglichkeit, daß dieses Bandy in den Köpfen der britischen Offiziere spukte, welche um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Kanada in Garnison standen, ist nicht von der Hand zu weisen. Einladend lockten die gefrorenen Seen und Flüsse. Was lag näher, als sich irgend etwas Schlittschuhähnliches, das man sich von «drüben» mitgebracht hatte, unter die Füße zu schnallen, einen gebogenen Baumast als Schläger zur Hand zu nehmen, zwei Ziele zu markieren und zu beginnen, wild und voller Rauflust ein viereckiges Holzstück ins Tor des Gegners zu treiben.

Über den ersten organisierten Match zirkulieren mehrere Versionen. So mag schon 1850 in Halifax ein Treffen

ausgetragen worden sein. Jedenfalls hatte sich Eishockey um die Achtziger Jahre bereits zu einer gewissen Kultur durchgerungen. Klubs, Gesellschaften und vor allem die Universitäten, die sich des Sportes annahmen, waren dafür ausschlaggebend. Die älteste bekannte Eishockey-Trophäe wurde von der Mc Gill-University in Montreal gewonnen. Zwei Studenten dieses Institutes schrieben die ersten Wettspielregeln, die vorher von Fall zu Fall von den Spielführern besprochen worden waren. Die enorme Entwicklung dieses kanadischen Nationalsports wird am besten dadurch illustriert, daß dieses Land bei einer Einwohnerzahl von 9,2 Millionen (1939) über 25 000 lizenzierte Eishockeyaner verfügte, die vielen "wilden" Spieler nicht eingerechnet. Es liegt in den geographischen Verhältnissen begründet, daß die USA. als erstes Land die "Invasion" des Eishockeys über sich ergehen lassen mußten. Der erste Sprung auf den Kontinent erfolgte 1894 anlässlich eines Propagandaspiels in Paris. Auch in unser Land gelangten um die Jahrhundertwende die Botschafter des Eishockeys und fanden - vorwiegend bei den Instituten der Westschweiz - einen fruchtbaren Boden, wo sie sich gut entwickeln konnten. 1908 konstatieren wir die Gründung eines Schweizerischen Eishockeyverbandes durch welsche Klubs und Vereine, welcher sich sogleich der im selben Jahr ins Leben gerufene Ligue International de Hockey sur glace zusammen mit Frankreich, England und Belgien anschloß. Später erst kamen Deutschland, Böhmen, Österreich, Schweden, Spanien, Italien, Kanada und die USA. dazu. Der Kontakt mit dem neuen Sport war geschlossen, wir hatten Gefallen aneinander gefunden.

### AUFSCHWUNG UND VERBREITUNG IN DER SCHWEIZ

Unter den Siegern der ersten schweizerischen Meisterschaften stoßen wir immer wieder auf Instituts-Equipen, die allerdings zum überwiegenden Teil aus Amerikanern, Kanadiern und Engländern bestanden, welche diesen Sport schon in den Kinderschuhen gelernt hatten. Das gleiche spielerische Niveau schienen damals von den Schweizern nur einige Institutsleiter, die ständig am Training teilnahmen, erreicht zu haben, so zum Beispiel Sillig und Auckenthaler. Schon 1910 und 1911 nahmen unsere Vertretungen an Europameisterschaften in Les Avants

und Berlin teil, wobei sie jedesmal mit dem 4. Platz vorlieb nehmen mußten, war man doch gezwungen, auf das Mitwirken der starken Ausländer zu verzichten.

Der ausbrechende Weltkrieg, welcher viele der jungen ausländischen Sportsleute nach Hause rief, vermochte die Eishockeybewegung bei uns nicht zu verdrängen. Internierte kanadische und englische Offiziere wirkten als Lehrmeister und brachten neue Ideen, neuen Zug ins Spiel.

Seit 1924 griff der H. C. Davos kräftig in den Kampf unserer stärksten Teams ein. 1926 wurden die Europameisterschaften wieder in der Schweiz, und zwar in Davos, ausgetragen. Die Schweizer nützten diesmal den Vorteil, der ihnen das heimatliche Eis gewährte, aus und trugen sich zum ersten mal als Meister des Kontinentes in den Annalen der Eishockeygeschichte ein.

Seit 1926 kamen nicht nur die Universitäts-Teams von Oxford und Cambridge, sondern auch kanadische und amerikanische Gäste regelmäßig in die Schweiz und trugen damit in großem Maße zur Hebung der Spielstärke unserer Klubs bei - von der propagandistischen Wirkung zum Nutzen dieses Spiels ganz zu schweigen.

Neue Perspektiven der Entwicklung verhiessen die Kunsteisbahnen, welche zwischen 1930 und 1938 im Tiefland aus dem Boden schossen. Man träumte in Fachkreisen von einer unerhörten Breitenentwicklung. Auch die Nachwuchsfrage schien einfacher geworden zu sein. Nun, da die Jugend der Großstädte Gelegenheit fand, sich dem tausenden Puck zu verschreiben, wollte man selbst die Kanadier einholen.

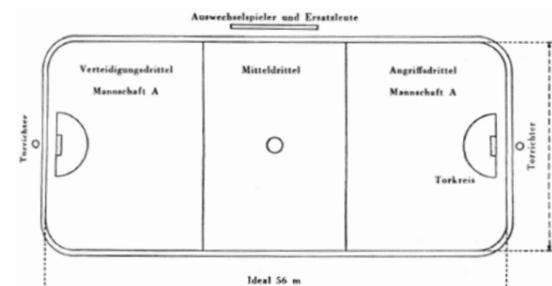
Aber da kam die kalte Dusche. Die Kunsteisbahnen waren Institutionen auf kommerzieller Basis. Amortisation und Rendite mußten in erster Linie berücksichtigt werden. Von diesem Standpunkt aus drängten sich spannende Länderspiele und Meisterschaftskämpfe in den Vordergrund, da sie großen Publikumsaufmarsch und volle Kassen garantierten. Für das Training konnte das Hockeyfeld nur abends an Wochentagen zur Verfügung gestellt werden. Die Hockeyaner machten einen kleinen Teil der Eisbahnbesucher aus. Auch die übrigen Schlittschuhläufer verlangten ihr Recht. Auf diese Weise geriet die Durchführung eines großangelegten Trainingsbetriebes ins Hintertreffen. Manchem fanatischen Eishockeyanhänger fiel es schwer, sich mit diesem Verlauf der Dinge

abzufinden.

Aber zwischen 1930 und 1939 drängte sich noch ein anderes Übel auf. Das sogenannte Kanadier-Problem. Hatte man am Anfang der Bewegung notgedrungen und unbedenklich in jeder schweizerischen Klubequippe Spieler aus Übersee aufgestellt, die zugleich als Trainer wirkten, so zeigte dieser Umstand im Laufe der Jahre zum Teil sehr unangenehme, ja sogar gefährliche Folgen. Die Davoser hatten seit 1924 «ihren» Bobby Bell, dem man das Verdienst uneingeschränkt lassen muß, den H. C. Davos auf ein hohes sportliches Niveau geführt zu haben. Übrigens betätigte er sich ums Jahr 1935 mit gutem Erfolg auch als Trainer des Z. S. C. und des G. C. Z. Vielleicht legten die neuen Klubs im Tiefland diesem Wirken des Kanadiers allzu viel Gewicht bei.

Auf alle Fälle gehörte es bei uns drunten bald zum «guten Ton», in jeder ersten Klubmannschaft einen bis zwei kanadische Spieler zu haben. Man versprach sich dabei mancherlei Vorteile: Die Spielstärke der Flachländer hob sich gewaltig. Den Beweis hierfür können wir liefern, wenn wir unsere Leser daran erinnern, daß die junge Eishockeysektion des Grafhopperklubs in Zürich – gegründet 1932 – schon zwei Jahre später die Schweizerische Meisterschaft an sich riß. Natürlich waren die Grafhoppers nicht allein. Auch beim Z. S. C., beim Akademischen Eishockeyklub usw. waren Verstärkungen aus Übersee gang und gäbe. Mit der gehobenen Spielstärke stieg auch das Interesse des Götzen Publikum – welcher, ohne daß es ihm voll zum Bewußtsein kam, derlei Maßnahmen verlangte, billigte und auch bezahlte – an dem spannenden Verlauf der Meisterschaft, was andererseits Wasser auf die Mühle der Geldleute bedeutete.

Weiterhin betätigten sich die Kanadier natürlich auch als Trainer und wurden als Garanten für einen erfolgreichen Nachwuchs gepriesen. Aber man hatte die Rechnung



ohne den Wirt gemacht, und die blendende Fassade erwies sich zum großen Teil als wackelig und hohl. Denn wohl ermöglichten die spielstarken Ausländer ihren Klubs das Schritthalten mit den guten Bündnern, aber sie versperrten gleichzeitig dem talentierten Nachwuchs den Weg. Zudem waren sie, vielleicht mit Ausnahme Beils und Watsons keine Trainer. Sie konnten spielen, aber nicht unterrichten, sie waren weder methodisch noch pädagogisch ihren Aufgaben als Lehrer gewachsen. Und selbst die beiden oben zitierten verstanden und sprachen kein Wort deutsch! War es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn bei den jungen Anfängern in den Städten eine berechtigte Mißstimmung zu herrschen begann? Sie hatten keine Gelegenheit für intensives Training und besaßen keine Hoffnung, je wirklich vorwärts zu kommen. Wie manches starke Talent mag aus diesen Gründen dem Eishockey den Rücken gewendet haben? Hoffen wir, daß die Erfahrung uns gelehrt hat, und daß wir nicht wieder in die alten Fehler zurückfallen – wenn wir erst wieder Gelegenheit dazu fänden! Zu welchen Trugschlüssen bezüglich der Stärkeverteilung diese Kanadierwirtschaft geführt hatte, zeigte sich prompt, als sie "zu teuer" kam und die Überseer allmählich verschwanden.

Doch es erwies sich auch die Gesundheit und Kraft, die das in den Bergen fundierte schweizerische Eishockey trotz allem besaß. Denn jetzt triumphierten die Davoser wie nie zuvor, und nur der Zürcher Schlittschuhclub, in dessen Reihen allerdings eine hübsche Zahl von Bündnern mittat, vermochte – und dies trifft heute noch zu – wenigstens einigermaßen Schritt zu halten.

Vor einem runden Dutzend Jahren hatte beim H. C. Davos der 3er-Sturm begonnen, von sich reden zu machen. Es waren Richard Torriani, – "Bibin" genannt – und die Brüder Hans und Pietro Battini, welche eine mit seltener Einfühlung harmonisierende Sturmlinie bildeten. Zusammen mit dem 3er-Sturm des Z. S. C., bestehend aus den Davosern Charly und Herbert Kessler und dem Arosener Heini Lohrer, bildeten sie die gefährlichste und zuverlässigste Waffe unserer Nationalmannschaft, welche außerdem in Albert Künzler (Davos) und Dr. A. Hirtz (Zürich) über zwei außergewöhnlich sichere Torhüter verfügte. Bloß die Verteidigung als Einheit gab immer wieder Anstoß zu neuen Kombinationen. Jedenfalls errang die

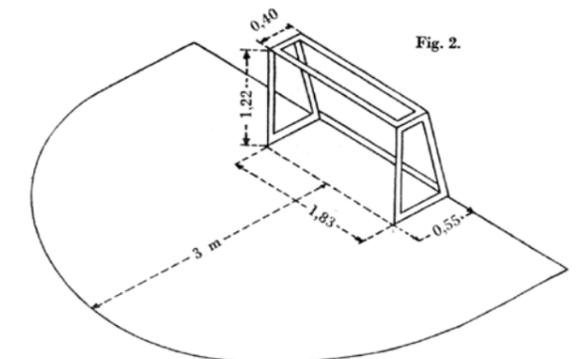
Mannschaft eine Reihe von schönen Siegen über gefürchtete Gegner, wie Schweden und die Tschechoslowakei und krönte ihre Erfolge mit dem Erringen der Europameistertitel 1935 in Davos und 1939 in Basel und Zürich. Wer bei der letzten Gelegenheit geglaubt hatte, wir wären den Kanadiern punkto Leistung so auf den Fersen, daß uns nur noch Nuancen trennten, sah sich arg getäuscht. Ohne ihr Letztes zu geben, siegte das Amateurteam der "Smoke eaters" aus Trail gegen unsere etwas abgekämpfte, aber trotzdem mit allen Registern sich wehrende Vertretung in einem grandiosen Spiel 7 : 0. Seitdem blieben wir bei den Länderspielen in der Schweiz ungeschlagen und verloren auch gegen die Schweden in ihrem Heimatland und am Garmischerturnier anno 1942 nur äußerst knapp.

Wir kennen beim schweizerischen Eishockey keinen offiziellen Professionalismus, wenn es auch hin und wieder beängstigend danach aussieht. Aber der Verband hat stets seinem festen Willen Ausdruck gegeben, das Professionalwesen in seinen Nebenformen zu bekämpfen. So notwendig einerseits für unseren Nachwuchs Berufstrainer wären, so wenig Aussicht bestünde für sie, in unserem kleinen Land ein sicheres – wenn auch nur saisonbedingtes – Auskommen zu finden. Hätte der Verband mehr Mittel zur Verfügung, ließe sich vielleicht in Kursen ein Kader von sorgfältig ausgebildeten Instruktoren schaffen. Eine Professional-Meisterschaft nach kanadischem Vorbild käme für uns überhaupt nicht in Frage; dafür sind unsere Verhältnisse zu eng. Unsere Ausführungen über Aufschwung und Verbreitung des Eishockey in der Schweiz wären nicht vollständig, kämen wir nicht auch noch kurz auf die Schülermeisterschaften zu sprechen, welche namentlich in Zürich und Basel mit viel Begeisterung aufgenommen wurden und ständig im Wachstum begriffen sind. Heute dürften sich rund 2000 Knaben daran beteiligen, welche nach dem Alter in verschiedene Klassen eingeteilt sind.

Fragen wir uns bei dieser Gelegenheit, was für Vorkehrungen der Verband trifft, um den Nachwuchs kräftig zu fördern und gleichzeitig Spitzenspieler zu «züchten». Nun, hier setzt ebenfalls die Technische Kommission ein. Hoffnungsvolle, junge Talente werden in Zentralkursen in Form von Trainingslagern zusammengezogen und haben sich unter Anleitung von routinierten Spielern strengen technischen und taktischen Übungen zu unterziehen,

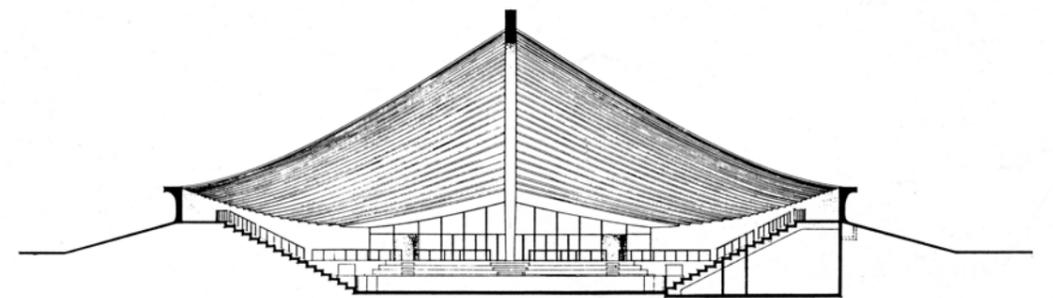
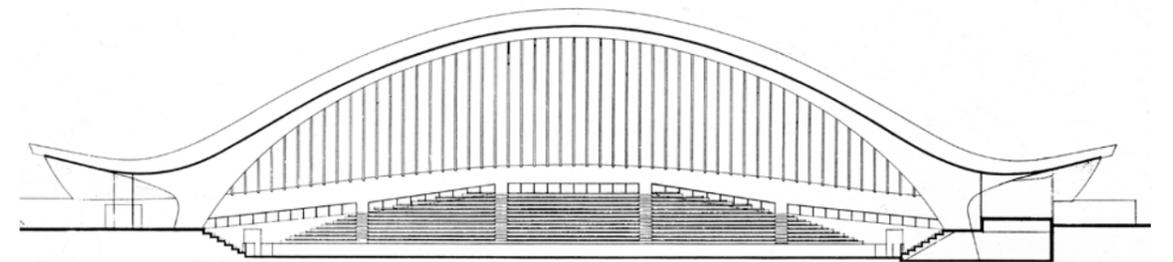
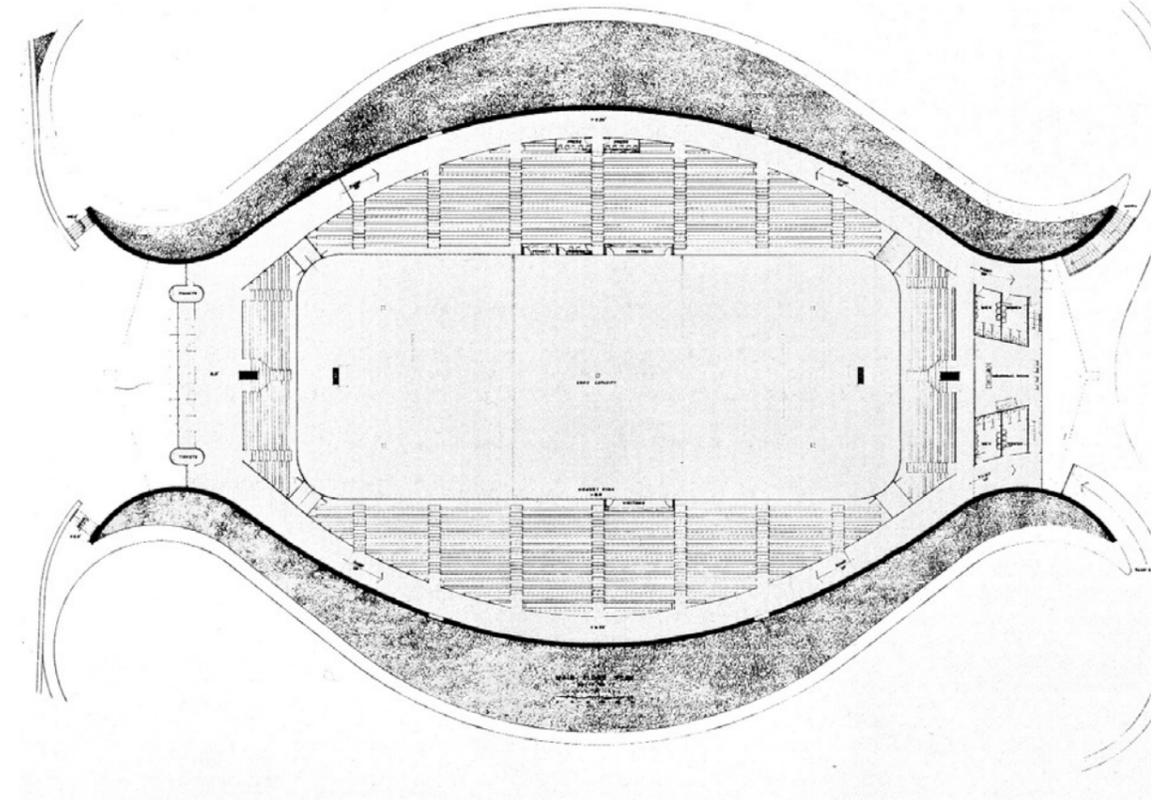
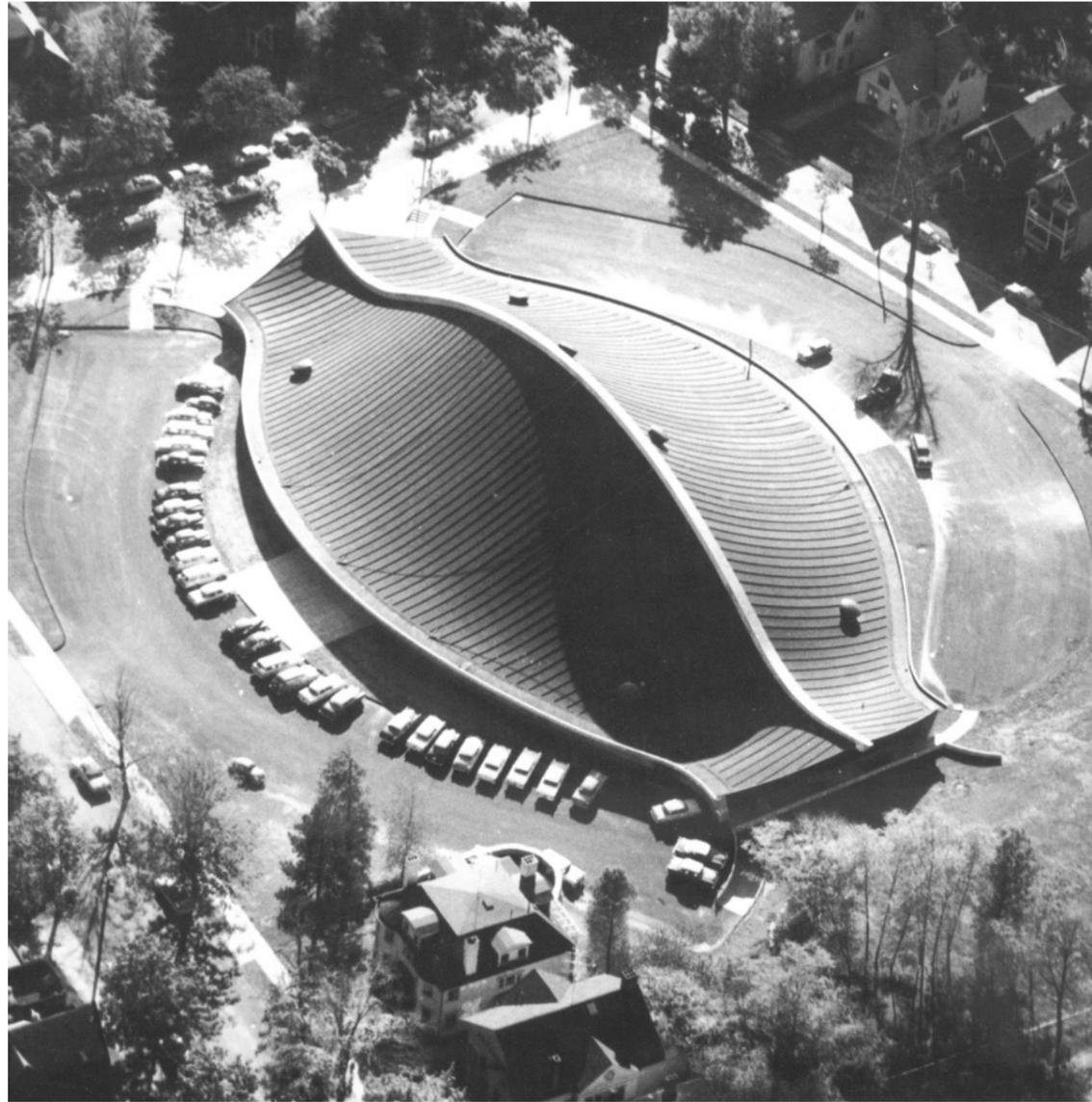
wobei auch die graue Theorie, sowie die allgemeine sportliche Erziehung zu ihrem Rechte kommen. Höhepunkt und Abschluß dieser Lager bilden jeweils auf beachtlicher Stufe stehende und mit vollem Einsatz geführte Wettspiele.

Heute zählt unser Verband 95 Klubs mit rund 5000 Mitgliedern. Wann werden es endlich so viele sein, wie jene, die sich heute bei jedem Länderspiel vor lauter Begeisterung heiser brüllen? Was nützt das unserem Sport? Praktisch doch sehr wenig! Schickt wenigstens Eure Söhne zum Eishockey, wenn Ihr selbst es nicht mehr versuchen wollt! Der gute Wille ist oft vorhanden, wo man ihn kaum erwartet. Drunten im Tessin wird heute Eishockey gespielt, und die junge, begeisterte Mannschaft von Ambri-Piotta ist dieses Jahr sogar Schweizermeister der Serie B geworden.



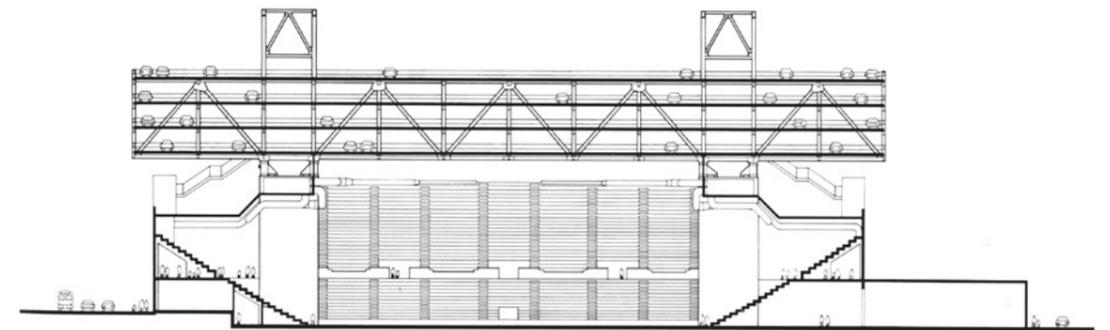
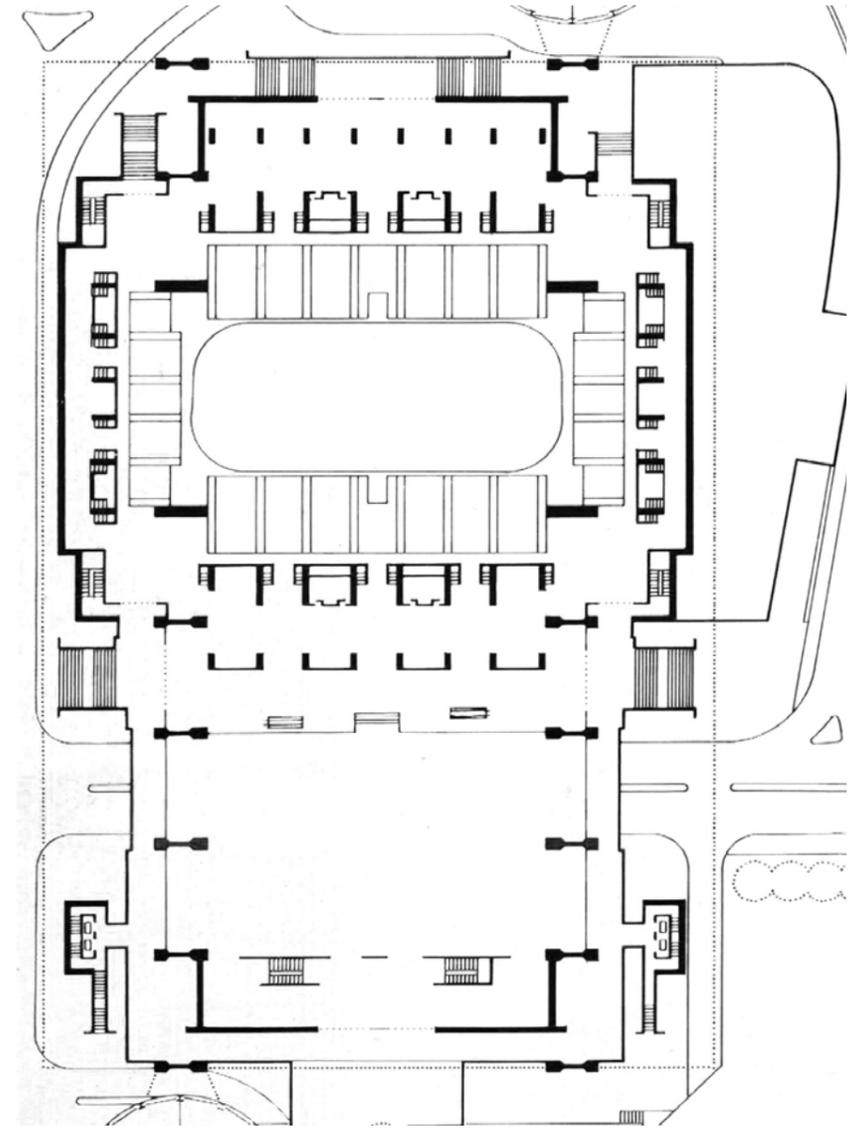
# EERO SAARINEN

David S. Ingalls Hockey Rink, Yale University, New Haven, CT  
1953-59



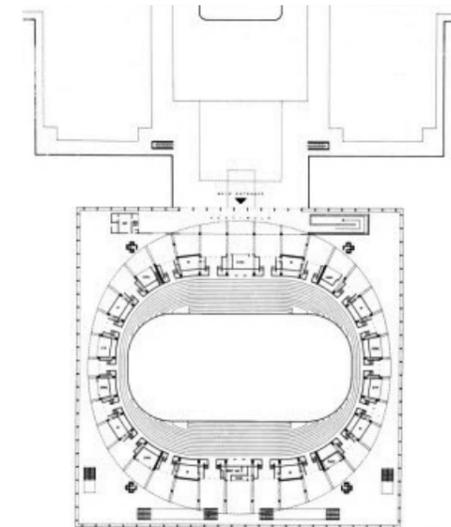
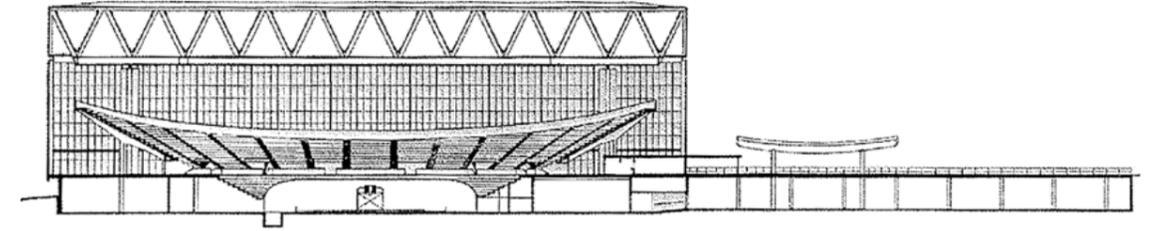
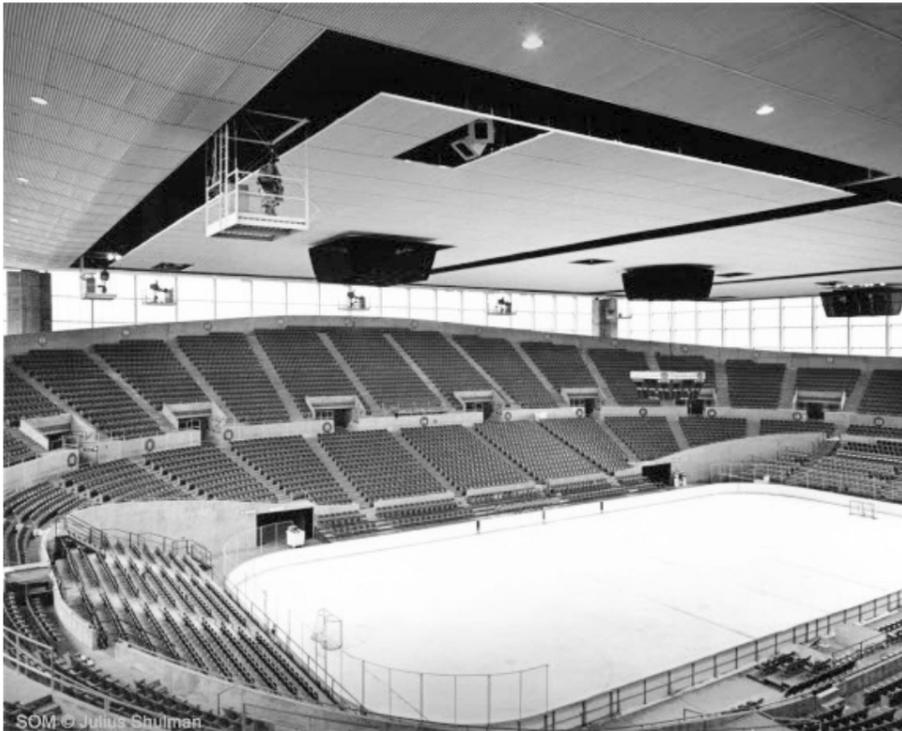
# ROCHE-DINKLEOO

New Haven Arena, New Haven, Connecticut, USA  
1965-1972



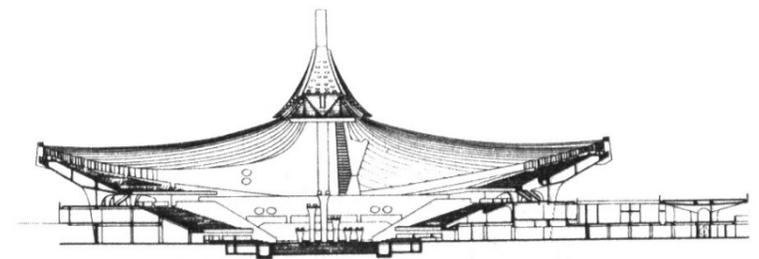
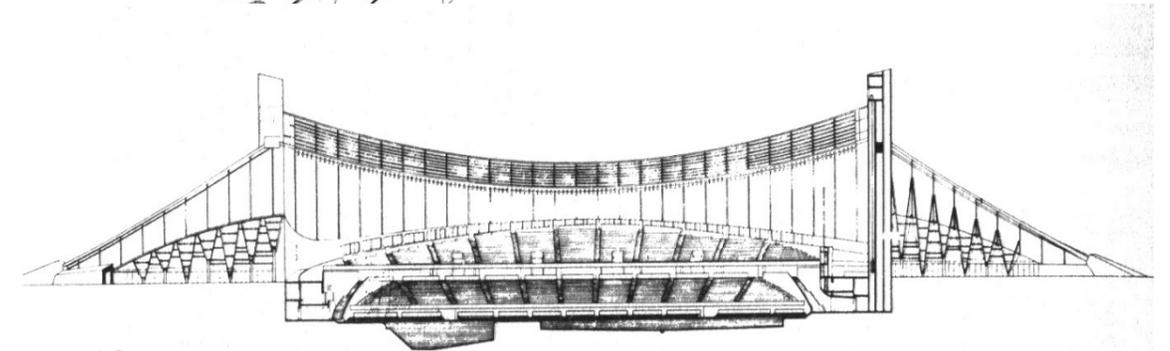
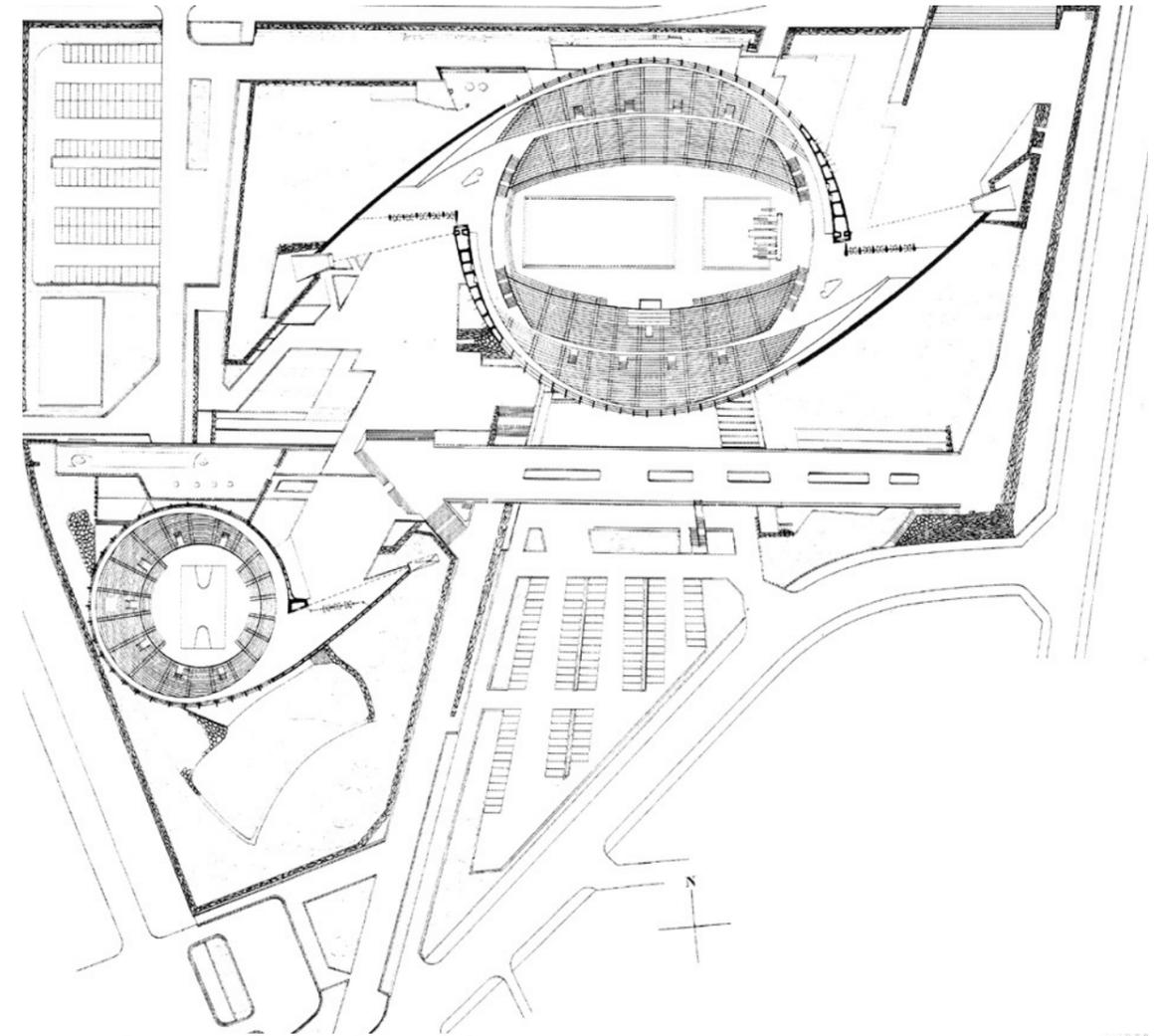
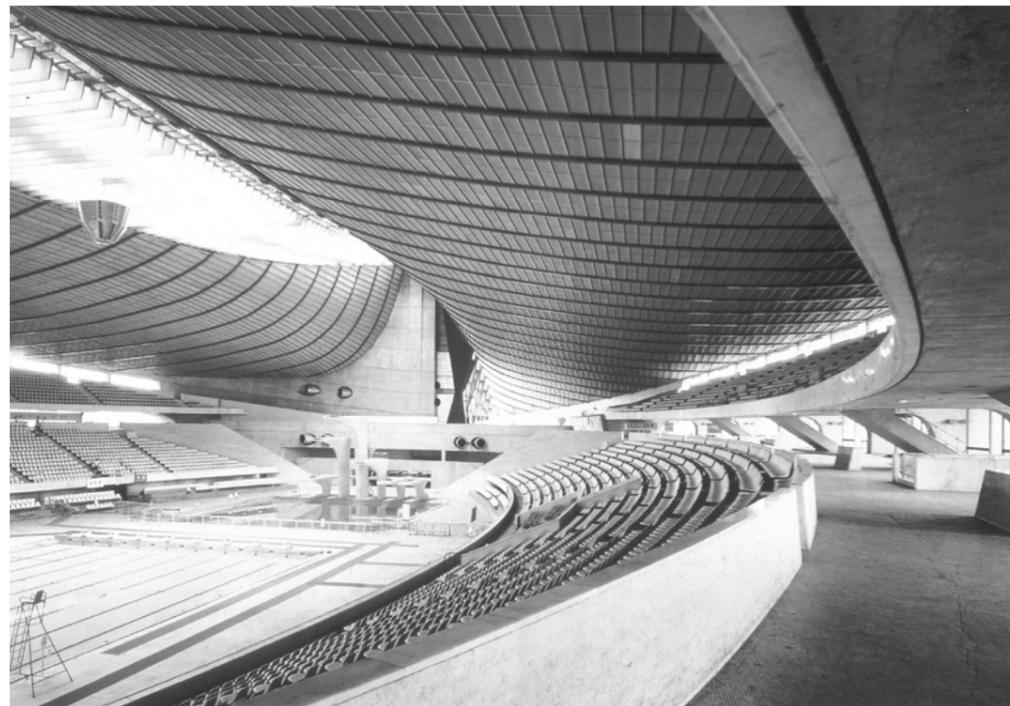
# SKIDMORE, OWINGS & MERRILL

Portland Memorial Coliseum, Portland, USA  
1960



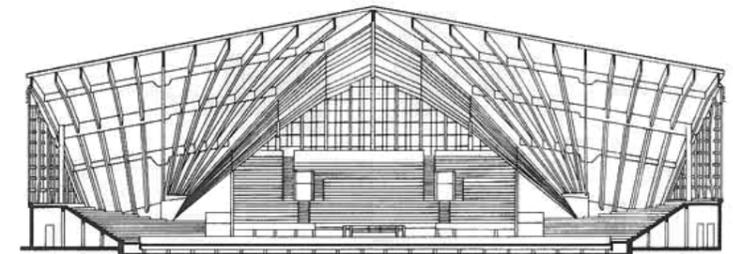
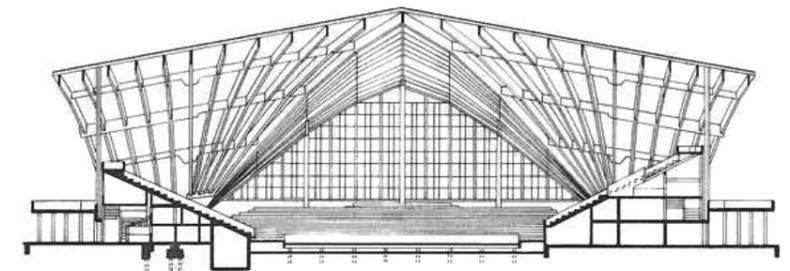
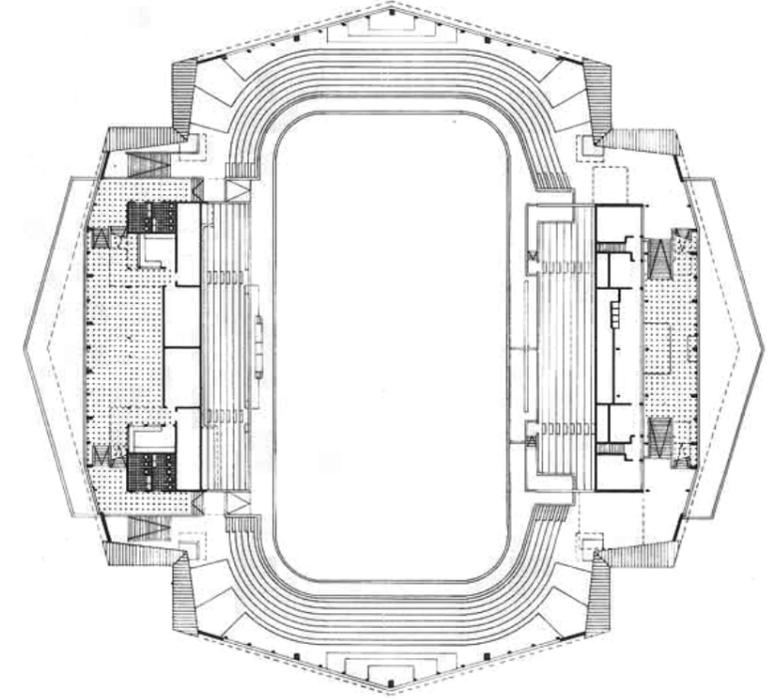
# KENZO TANGE

Yoyogi National Gymnasium, Tokio; Japan  
1961 - 1964



# URS KRÄHENBÜHL

Davoser Eishalle, Davos GR Schweiz  
1979

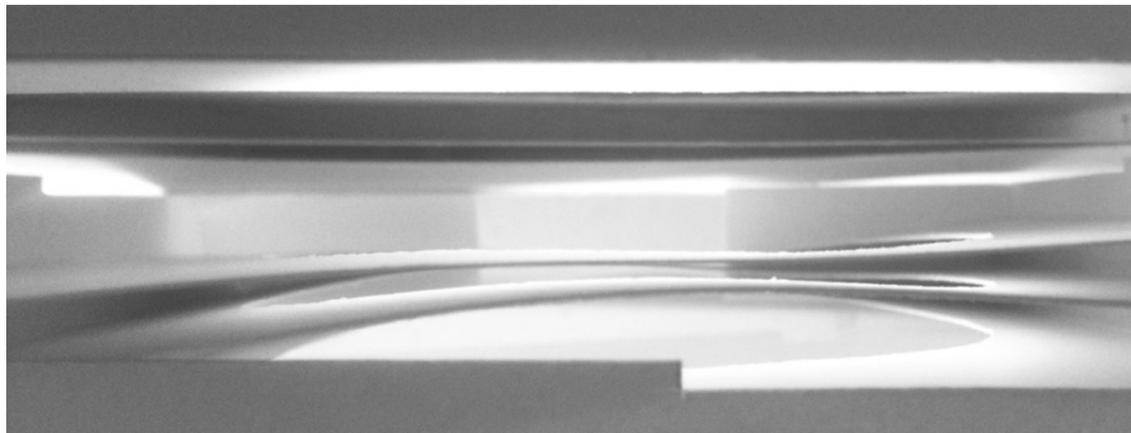


## VORÜBUNG STRUKTUR

Wir nähern uns über die Entwicklung einer strukturellen Raumfigur an die Entwurfsaufgabe einer Eishalle. Dabei reflektieren wir das Verhältnis von Dach und Wand, die Wechselwirkung von Tragstruktur und räumlichem Ausdruck, das Spiel von Licht und Schatten und die Ausdruckskraft eines grossen überspannten Leerraums. Wir eignen uns dadurch die Sensibilität für das Wechselspiel von Raum und Struktur an und versuchen die entworfene Raumskulptur räumlich zu begreifen.

Die massstabslose Skulptur aus weissem Papier sollte eine Fläche in der Grösse eines A4-Blattes stützenfrei überspannen. Die Entwurfsidee muss in einem Erläuterungstext knapp beschrieben werden.

Abgabe: Strukturmodell aus Papier  
Erläuterungstext  
Mittwoch 27. Februar 2013, 10.00h



## PROJEKTARBEIT

Der Entwurf eines Eisstadions auf der Allmend Brunau bietet die Gelegenheit einen Ort mit einem öffentlichen Programm in einer weiträumigen Landschaft neu zu prägen und weiter zu denken. Uns interessieren die Auswirkungen eines solchen Programms auf den städtebaulichen Kontext.

Basis bildet das Wettbewerbsprogramm des im Sommer 2012 durchgeführten Wettbewerbs ZSCL & Volero Zürich. Die Ausstellung der Projekte findet im Laufe unseres Semesters statt.

Uns dient als Entwurfsgrundlage eine vereinfachte Fassung obenerwähnten Wettbewerbs. Es handelt sich um ein Stadion mit ca. 11'000 Zuschauern. Nebst der Halle bilden die Garderoben und ein VIP-Bereich inklusive Gastronomie die Hauptnutzungen. Dazu kommen Anlieferung, Zufahrten von Mannschaften und Fans, sowie technische Anlagen für die Eisproduktion und Gebäudetechnik. Ein Bürotrakt für die Verwaltung des Vereins komplettiert den Betrieb.

Mit diesen Angaben sind die Grundsätze, wie sie in der Einführung beschrieben wurden, namentlich die Synthese von Baukörper und Landschaft in den Entwurfsprozess einzubringen.

Die grosse Hallenkonstruktion eines Eisstadions ist ein kollektiver und inszenierter Raum, dessen Atmosphäre als „Theater des Sports“ durch die konstruktive Raumvorstellung und die Raumbildung durch statische Systeme eine eigene Kraft und Identität entwickelt.

Die Einbettung des Ausseneisfelds ist ein weiterer Programmteil und bildet einen direkten Bezug vom Stadion zur Landschaft der Allmend Brunau. Teile des Stadions sind ganzjährig der Öffentlichkeit zugänglich.

Die integrierte Disziplin Tragwerksentwurf wird betreut von der Professur Dr. Joseph Schwartz.  
Doktorand Maximilian Schrems  
schrems@arch.ethz.ch

Abgabe: Montag, 27. Mai 2013, 18.00h

## RAUMPROGRAMM

<b>EISSTADION</b>		<b>22'000 m2</b>
<b>Sportflächen</b> <b>2'000</b>		
Spielfeld 60.0 x 30.0 m mit Banden	1'800	
Sicherheitsraum 1.50 m rund um das Spielfeld	200	
<b>Spielbetrieb</b> <b>1'050</b>		
Eingangsbereich Spieler mit WC-Anlagen	50	
Garderoben Heimmannschaft mit Umkleide, Dusche, Kraftraum	750	
Garderoben Gastmannschaft mit Umkleide und Dusche	150	
Garderoben Schiedsrichter	50	
Nebenräume Spielbetrieb (Dopingkontrolle, Administration)	50	
<b>Zuschaueranlagen</b> <b>11'900</b>		
3 Kassen unabhängig von den Zugängen	50	
Zuschauerverteilebene für Erschliessung und Aufenthalt	4'400	
7'400 Sitzplätze Publikum, Klappsitze b = 0.5 m, Stufentiefe 0.8 m	4'600	
2'700 Stehplätze Heimfans, Stufentiefe 0.8 m	1'000	
400 Stehplätze Gastfans, Stufentiefe 0.8 m	150	
WC-Anlagen, können auch im Untergeschoss sein	600	
12 Logen à 12 Personen	300	
1'200 Buisness Seats	800	
<b>Medienzone</b> <b>500</b>		
2 Presse- und Interviewräume	250	
11 Kommentatorenabteile mit 22 Plätzen für Radio und TV	50	
3 verglaste TV-Studios auf Tribüne	100	
1 Presseplatz mit 80 Arbeitsplätzen für die Presse auf Tribüne	100	
<b>VIP-Bereich (optional je nach Projektvorschlag)</b> <b>1'550</b>		
12 Logen à 12 Personen	350	
Businessclub	1'200	
<b>Gastronomie</b> <b>1'600</b>		
Produktionsküche	400	
Verpflegungsstationen verteilt bei Zuschauerrängen	400	
Stadionrestaurant für 140 Personen, auch von aussen zugänglich	400	
Sportbar und „Hall of Fame“, auch von aussen zugänglich	150	
Fanshop mit Lager, auch von aussen zugänglich	250	
<b>Betrieb und Verwaltung</b> <b>3'400</b>		
Büros für Betriebsleitung und Verwaltung	400	
Unterhalt und Technikflächen	3'000	
<b>AUSSENANLAGEN (optional je nach Projektvorschlag)</b>		<b>3'200 m2</b>
Aussenfeld	2'000	
Anlieferung / Parkplatz Mannschaftsbusse	300	
Busse Gästefans, TV Übertragungswagen	1'000	

### Erläuterungen zu den Sportflächen:

Die Eisfläche mit der umlaufenden Bande, den Spielerbänken und der Strafbank wird durch einen Umgang von der Tribüne abgegrenzt. Für Veranstaltungen kann die Eisfläche überdeckt werden und als Arena dienen.

### Erläuterungen zu den Spielbetriebsflächen:

Die Garderoben der Heimmannschaft werden auch zu Trainingszwecken intensiv genutzt. Die Garderobe der Gastmannschaft kann für den Fall der Nutzung des Stadions als Veranstaltungsort auch für Musiker, Künstler und Showgruppen genutzt werden.

### Erläuterungen zu den Zuschaueranlagen:

Die Zuschaueranlagen können grundsätzlich nach zwei verschiedenen Organisationsprinzipien rund oder achteckig angeordnet werden. Die Neigung der Tribünenanlage folgt im Schnitt der Linie einer Parabel, um von jedem Sitzplatz aus die optimale Sicht auf das Spielfeld zu ermöglichen. Ein grosszügig und klar konzipiertes Erschliessungs- und Verteilungssystem muss vom Aussenraum bis zum Sitzplatz entworfen werden.

### Erläuterungen zum VIP-Bereich:

Der Businessclub kann als optionaler Bestandteil je nach Projektvorschlag in den Entwurf integriert werden. Er dient neben dem Spielbetrieb auch als Veranstaltungsort für Seminare. Oftmals wird der VIP-Bereich und die Medienzone auf der Längsseite der Zuschauertribüne übereinander kombiniert und angeordnet.

### Erläuterungen zur Medienzone:

Die Medienzone bietet Räume und Arbeitsplätze für die während des Spielbetriebs anwesenden Medienschaffenden. Die Medienzone ist direkt mit der Zuschauertribüne verbunden. Die Interviewräume sollten vom Spielfeld aus leicht zugänglich sein.

### Erläuterungen zum Gastronomiebereich:

Die Produktionsküche bedient den Businessclub als auch die Verpflegungsstationen auf den Zuschauer-

rängen. Das Stadionrestaurant und die Stadionbar haben eine eigene, direkt zugeordnete Produktionsküche und sind ausserhalb der Spielzeiten geöffnet. Sie sollten einen unabhängigen Zugang von aussen aufweisen und können auch zusammen mit den Aussenanlagen betrieben werden.

### Erläuterungen zum Betrieb und Verwaltung:

Die Büros dienen für den Betrieb und die Verwaltung des Stadions sowie für die Administration des Clubs. Die grossen Technikflächen beinhalten die Kühl- und Serviceanlage für die ganzjährig betriebene Eisfläche des Stadions.

### Erläuterungen zu den Aussenanlagen:

Das Ausseneisfeld ist ein optionaler Bestandteil des Entwurfs und sollte unabhängig vom Spielbetrieb öffentlich zugänglich sein. Es ist nur in den Wintermonaten als Eisfeld genutzt. Für den Sommer sollte eine andere Verwendung dafür vorgeschlagen werden.

Auf dem Server sind technische Hilfsmittel zur Stadionplanung zu finden.

**Wichtig: Die Flächen sind Richtflächen und können projektspezifisch um ± 20% vergrössert oder verkleinert werden.**

**Das Raumprogramm basiert auf dem Wettbewerb für den Neubau der ZSCL-Arena.**

## TERMINE

wo 1 19. / 20. Feb	Di	<b>10.00h Einführung + Ausgabe Semesterprogramm</b>	Seminarraum Beat Mathys		
		<b>AUSGABE Vorübung Struktur</b>	HIL E71	Ursula Stücheli	
		11.00h Einschreibung Assistenten- und Modellbaugruppen	HIL E71	alle	
		13.00h Begehung Bauplatz in Assistentengruppen		Assistenten	
	Mi	10.00h Vorübung / Modellbau 1:500	HIP C1	Assistenten	
wo 2 26. / 27. Feb	Di	10.00h Kurzübung / Modellbau 1:500 beenden	HIP C1	Assistenten	
	Mi	<b>10.00h KOLLOQUIUM</b>	HIP C1	alle	
wo 3 05. / 06. März	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
		<b>14.00h Ausgabe Anforderungen 1. Zwischenkritik</b>	HIP C1	Assistenten	
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
wo 4 12. / 13. März	Di	<b>10.00h Vortrag Landschaftsarchitektur</b>	rote Höhle	alle	M.-N. Adolph, manoa Landschaftsarchitekten
		<b>11.00h 1. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	
	Mi	<b>10.00h 1. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	Professur Schwartz
wo 5 18. bis 22. März	<b>SEMINARWOCHE</b>				
Wo 6 26. / 27. März	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	alle	
		<b>14.00h Vortrag Tragstruktur</b>	rote Höhle	alle	Dipl. Ing. Max Schrems, Doktorand
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	alle	Besprechung Tragwerke mit Max Schrems
wo 7 29. März bis 07. April	<b>OSTERFERIEN</b>				
wo 8 09. / 10. April	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
		<b>14.00h Ausgabe Anforderungen 2. Zwischenkritik</b>	HIP C1	Assistenten	
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
wo 9 16. / 17. April	Di	<b>10.00h 2. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	
	Mi	<b>10.00h 2. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	
wo 10 23. / 24. April	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	Besprechung Tragwerke mit Max Schrems
		<b>14.00h Ausgabe Anforderungen 3. Zwischenkritik</b>	HIP C1	Assistenten	
		<b>Darstellungsseminar</b>			
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
wo 11 30. April / 1. Mai	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
	Mi	<b>frei 1. MAI</b>			
wo 12 07. / 08. Mai	Di	<b>10.00h 3. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	
	Mi	<b>10.00h 3. ZWISCHENKRITIK</b>	HIP C1	alle	
wo 13 14. / 15. Mai	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
		<b>14.00h Ausgabe Anforderungen Schlussabgabe</b>	HIP C1	Assistenten	
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
wo 14 21. / 22. Mai	Di	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
	Mi	10.00h Tischkritik	HIP C1	Assistenten	
wo 15 28. / 29. Mai	Mo	<b>18.00h SCHLUSSABGABE: Pläne aufhängen</b>	vor HIL E1	Assistenten	
	Di	<b>sep. SCHLUSSKRITIK</b>	vor HIL E1	alle	Gastkritiker
	Mi	<b>Plan SCHLUSSKRITIK</b>	vor HIL E1	alle	Gastkritiker

<http://www.arch.ethz.ch/mathys-stuecheli>

Gastdozent Beat Mathys [mathys@arch.ethz.ch](mailto:mathys@arch.ethz.ch)  
 Gastdozentin Ursula Stücheli [stuecheli@arch.ethz.ch](mailto:stuecheli@arch.ethz.ch)  
 Assistentin Kathrin Jenzer [jenzer@arch.ethz.ch](mailto:jenzer@arch.ethz.ch)  
 Assistentin Kirstyn Lindsay [lindsay@arch.ethz.ch](mailto:lindsay@arch.ethz.ch)  
 Assistent Luca Pessina [pessina@arch.ethz.ch](mailto:pessina@arch.ethz.ch)

Server: [gastprof-server.ethz.ch](http://gastprof-server.ethz.ch)

Platz für Skizzen